Bavar.
5179
k

Digitized by Google

Bavar. 5179 k

Digitized by Google

<36608871830019

<36608871830019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Bavar. 5179 k.

Kaſpar Hauſer,

der

Thronerbe Badens.

Paris, 1845.

B 45

Kaſpar Hauſer,

der

Thronerbe Badens.

Paris, 1845.

Digitized by Google

Bavar. 5179 k

HANNS CARL B. MOLL

Bayerische
Staatsbibliothek
München

07/93/377

Im September 1840 erſchien die erſte Auflage dieſes Buches. Einem Kaufmann, Friedrich Bumüller aus Hechingen, wurden die erſten ſechs Exemplare übergeben, um einen ſchweizeriſchen Buchhändler für den Verkauf der nahe an 2000 Stück ſtarken Auflage zu gewinnen. Statt ſich ſeines Auftrages zu entledigen, überreichte der Schuft das erſte Exemplar dem großherzoglich badiſchen Geſandten Frhr. v. Rüdt (damals wohnend am Mühlibach zu Zürich), der es natürlich auf dem ſchnellſten Wege ſeinem Hofe in Karlsruhe zuſchickte, von wo es eine wahre Fluth von Zeitungsartikeln, Steckbriefen, Verboten, Fahndungen, ꝛc., ꝛc., gegen Verfaſſer und Drucker regnete. Inmitten dieſes diplomatiſchen Platzregens erſchien der großherzoglich badiſche Ober-Amtmann Dreyer (aus Waldshut,) auf dem Gebiete des Kantons Aargau, um wegen des Ankaufs der ganzen Auflage und Verſtummung des „Aargauer Volksboten" im Namen des Miniſters von Blittersdorf zu unterhan-

deln. Gegen alles Völkerrecht wurde hierauf der Verfaſſer aus der Republik Aargau verwieſen und ihm dadurch ſogar die Gelegenheit genommen, diejenigen Erläuterungen unmittelbar folgen zu laſſen, die erſt jetzt die gegenwärtige Auflage bietet.

London, 3. Juni 1844.

F. Sebaſtian Seiler,
Juſtiz-Aktuar aus Preußen.

Digitized by Google

I.

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution herrſchte in Baden Markgraf Karl Friedrich — ein Mann, den die deutſchen Geſchichtsritter von „Gottes Gnaden“ als ein ſeltenes Muſterbild unter dem Heere der nerven- und geiſtesſchwachen germaniſchen Fürſten neuerer Zeiten darzuſtellen belieben. Derſelbe beſaß aus erſter legitimer Ehe drei Söhne beging aber nichtsdeſtoweniger noch in ſchon bedeutend vorgerücktem Alter den unverzeihlichen Fehler, oder, wenn wir den Ausdruck mildern wollen, die Schwäche, ein ganz junges Mädchen, das Hoffräulein Geyer von Geyersberg, morganatiſch zu heiraten, d. h. ſie ſich zur linken Hand antrauen zu laſſen. Dieſe Heirat bildet gewiſſermaßen den erſten feſten Punkt, an den die Cryſtalliſation unſerer Geſchichte anſchließt. Jung, ſchön, lebhaft, hatte das Hoffräulein Geyer von Geyersberg in gewiſſer Beziehung ſehr viel Aehnlichkeit mit der Tochter des Grafen Ferdinand v. Harrach, die ungefähr vierzig Jahre ſpäter (den 9. November 1824) durch Kuppelei des Kammerdieners Timm unter faſt ähnlichen Verhältniſſen Friedrich Wilhelm dem Dritten, König von Preußen, zur linken Hand angetraut wurde, nachdem ſie es großmüthig verſchmäht hatte, außereheliche Beiſchläferin ſeines geilen Schwiegerſohnes Nikolaus,

Kaiſers von Rußland, gegen Verleihung irgend eines glänzenden Fürſtentitels, zu werden.

Der Wuchs des Fräuleins von Geyersberg war ſehr vortheilhaft; ihre Züge drückten Sanftmuth und Wohlwollen aus, und, überließ ſie ſich im vertrauterem Geſpräche der ihr oft eigenen fröhlichen Laune, ſo wurde Alles von ihrer Liebeswürdigkeit hingeriſſen. Bald merkte jedoch der aufmerkſamere Beobachter, daß ihr die inneren Vorzüge eines wahrhaft intereſſanten Weibes und beſonders jene Charakterſtärke abgingen, wodurch im Gegenſatze zu ihr die erwähnte Gräfin v. Harrach, nachherige Fürſtin von Liegnitz, die ihr durch eine ähnliche Heiratsweiſe drohenden Familien-Unannehmlichkeiten zu überwinden verſtand. Sowohl an dem Hofe von Karlsruhe als an dem von Berlin, waren nemlich, wie bekannt, bereits ältere Kinder vorhanden, als die ihnen gegebene Stiefmutter den Jahren nach ſelbſt zählte und es bedarf wohl keines Beweiſes, daß ein gar zu bedeutender Abſtand in den Jahren der Ehegatten ſowohl in den höchſten, wie bürgerlich einfachen Kreiſen ſchon ſo manches namenloſe Unheil geſtiftet. Die kindliche Achtung fühlt ſich unwillkührlich verletzt, die heiligſten Familienbande gleichſam zerſprengt; es ſollte daher nothwendigerweiſe jeder Vater, der ſchon erwachſene majorenne Kinder beſitzt, nicht noch in hohem Alter die Veranlaſſung zu Familienſcandal geben und ſeinen Kindern lieber das Opfer einer keineswegs mit mönchiſcher Karthäuſerei zu verwechſelnden Enthaltſamkeit zu bringen. Denn nicht immer gelingt es, die durch dergleichen Mißheiraten heraufbeſchworenen Stürme zu bekämpfen, nicht jede Frau beſitzt ſo viel feinen Takt und geiſtige Beherrſchung ihrer ſelbſt wie z. B. die erwähnte Fürſtin von Liegnitz, deren leibliche Unfruchtbarkeit freilich viel zur Erleichterung ihrer kritiſchen Stellung beitrug. Juſt in Bezug auf das Fräulein von Geyersberg trat, wie

wir ſogleich ſehen werden, ganz der entgegengeſetzte Fall ein.

Sobald ſie den alten Markgrafen Karl Friedrich geheiratet und ſich nur einigermaßen ſicher auf dem, wenn auch nur zur linken Hand eroberten Throne feſtgeſetzt hatte fing ſie an, einen bisher weniger hervorgetretenen Hang zum Vergnügen immer mehr zu entwickeln. Lieben und geliebt zu werden, ſchien ihr ein unentbehrliches Bedürfniß und von einem unerſättlichen, ihr angeborenen Triebe zur Wolluſt belebt, ſetzte ſie der Befriedigung ihrer Wünſche keine Schranken. Was iſt indeß auch natürlicher, als daß ein junges wohlgebautes Mädchen, das ſich den Feſſeln eines demüthig-ſtrengen Hofzeremoniels plötzlich enthoben ſieht, erſt dann ihre wahre Entwickelungsperiode antritt und geiſtig wie körperlich gleichſam ein ganz anderes Geſchöpf wird? Rechne man hierzu noch die Freuden der Tafel, den Genuß der aufforderndſten Weine, eine ganz ſelbſtſtändige, höhere, ja höchſte ſoziale Stellung und man wird leicht einſehen, daß dieß alles nothwendig eine Revolution in dem Organismus eines jungen Weibes hervorbringen muß.

Sehr geſchickt wußte jedoch Anfangs die Neuvermählte die Vortheile ihrer neuen Stellung zu benutzen, indem ſie zuvörderſt ein ziemlich unabhängiges Verhältniß in Bezug auf ihre frühere Umgebung behauptete, mit dieſer Vernunft-Heirat ſich außerordentlich zufrieden ſtellte, äußerſt zurückgezogen lebte und überhaupt vor den Augen der Höflinge ſich ſo zu verſtellen wußte, daß man dieſe Zurückgezogenheit für ein ſehr lobenswerthes Streben nach Unabhängigkeit zur Vermeidung möglicher Familienzwiſtigkeiten betrachtete, und das junge Weib für ein wahres Muſter von ehelicher Treue bei Hofe hielt.

Allein den eigentlichen, wahrhaften Grund zu dieſer geheuchelten Zurückgezogenheit errieth Niemand,

Digitized by Google

ſelbſt nicht einmal ihr Gatte, der alte Markgraf. Dieſen Grund wollen wir indeſſen jetzt ein wenig näher in's Auge faſſen:

Wie oben erwähnt, beſaß der alte Markgraf Karl Friedrich aus erſter legitimer Ehe drei Söhne:

1) Karl Friederich, geb. den 14 Februar 1751.
2) Friedrich, geb. den 19. Auguſt 1756.
3) Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. den 9. Febr. 1763.

Schon bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung des Fräuleins Geyer von Geyersberg bei Hofe näherte ſich ihr der jüngſte Sohn, Ludwig, und wie wir aus ſehr zuverläſſiger Quelle in Erfahrung gebracht, erfreute ſich derſelbe ſchon damals ziemlich zweideutiger Beweiſe ihrer ungetheilten Aufmerkſamkeit. Doch Ludwig war ſchlau, ließ ſich überhaupt von einem Liebchen ſo leicht nicht platoniſiren und als er zuletzt gar in ſeinem greiſen Vater einen Nebenbuhler entdeckte und die Bemerkung machte daß dieſer ſogar damit umgehe, das Mädchen zu heiraten, ſo zog er ſich langſam zurück und wußte ſeine Geliebte noch obendrein ſehr geſchickt zur Annahme des ihr vom Vater gemachten Ehevorſchlags zu bewegen. Bald überzeugte ſich auch dieſe von der politiſchen Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung mit Ludwig; erwog die unermeßlichen Vortheile ihrer künftigen Stellung gegen ihre bisherige Abhängigkeit; die gänzliche Beherrſchung des alten Markgrafen ſchien ihr ebenfalls im Voraus gewiß, und mit ſicheren Schritten trat ſie daher vor den Traualtar an der Seite des graubärtigen Neſtors.

Allein die Macht der Erinnerung an ihr früheres Verhältniß zu Ludwig drang bald in die Seele der jungen Gattin; eine unwiderſtehliche Sehnſucht zog ſie aus den Armen des ſchon nach dem Grabe riechenden, ſechzigjährigen Markgrafen in diejenigen ihres geliebten

Ludwig und je mehr ſie gegen die immer geſteigertere Leidenſchaft ankämpfte, deſto raſcher erwachte das kaum verglommene Fünkchen zur Flamme.

Alle dieſe Vorgänge in dem Herzen ſeiner vormaligen Geliebten bemerkte der ſchlaue Ludwig. Mit der berechneteſten Aufmerkſamkeit wußte er ſich alsbald wieder ſeinen früheren Einfluß auf ſie zu verſchaffen, erlangte auch wirklich wieder geheimen Zutritt bei ihr, und wiewohl die junge Ehefrau anfänglich vor einer Erneuerung dieſes Verhältniſſes zu ihrem nunmehrigen „Stiefſohne“ ein wenig zurückbebte, wußte doch Ludwig mit hofmänniſcher Gewandheit alle in ihr aufſteigenden Vorwürfe zu beſchwichtigen; lachte laut über dergleichen Auswüchſe einer übertriebenen Moral, predigte ihr heimlich und mit ariſtoteliſcher Beredſamkeit die anerkannteſten Mißbräuche des damals auftauchenden St. Simonismus, tadelte nebenbei ſogar öffentlich die albernen Bedenklichkeiten, durch welche die junge Gemahlin ſeines Vaters eine ſolche Zürückgezogenheit rechtfertige und brachte es durch tauſenderlei Künſte ſo weit, daß die mittlerweile zur Reichsgräfin von Hochberg erhobene junge Stiefmutter wirklich in ein tête-à-tête willigte in Folge deſſen ſie ſchwanger und zur allgemeinen Freude, oder, richtiger geſagt, zum nicht geringen Erſtaunen des Hofes, am 29. Auguſt 1790 von einem Knaben glücklich entbunden wurde. Dieſer Knabe, der in der Taufe die Namen Leopold Karl Friedrich erhielt und dem noch mehrere Geſchwiſter ſpäterhin folgten, die ebenfalls heute noch leben und unter dem Titel von Markgrafen gegenwärtig zu Karlsruhe ꝛc. ꝛc. reſidiren: iſt durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden der jetzt regierende Großherzog von Baden.

II.

Inhalts der großherzoglich badenſchen Staatsgrund-geſetze wird, wie Jedermann weiß, gleich den meiſten europäiſchen Staaten, die weibliche Linie (reſp. in ihrer männlichen ehelichen Nachkommenſchaft) erſt dann thronerbfähig, wenn von der männlichen direkten Linie kein Sproſſe mehr übrig. Wie ging es nun zu, daß alle männliche Nachkommenſchaft der erwähnten drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich aus erſter legitimer Ehe in einer auffallend kurzen Zeit gänzlich ausſtarb, und dieſe Nebenlinie aus zweiter morganatiſcher Ehe zur Krone gelangte?

An die Beantwortung dieſer Frage knüpft ſich die fernere Entwickelung dieſes Buches:

Der eigentliche Thronerbe des alten Markgrafen Karl Friedrich, d. h. ſein älteſter legitimer Sohn, Karl Friedrich, geboren den 14. Februar 1751, ſtarb noch zu Lebzeiten ſeines Vaters eines gewaltſamen Todes, auf einer Reiſe im Norden, die er mit ſeiner Familie im Jahre 1801 nach Stockholm unternahm. Der Wagen ſtürzte ungefähr dreiviertel Meilen von Arboga (fünfzehn Stunden von Stockholm) plötzlich um und von den darin ſitzenden vier Mannsperſonen brach merkwürdigerweiſe nur Sr. Durchlaucht, der Erbprinz den Hals. Man

Digitized by Google

hat früher verſchiedenerſeits behauptet, daß dieſes Ereigniß böswillig herbeigeführt worden, allein wir wollen der Anſicht des unparteiiſchen „Hamburger Correſpondenten“ ohne Weiteres beitreten, wenn er von dieſer unglücklichen Begebenheit unter anderem meldet: „die Beſchaffenheit des Umſturzes habe deutlich gezeigt, daß mehr der Zufall als Unvorſichtigkeit der Menſchen daran Urſache geweſen ſei.“ Wie dem aber auch wirklich war, ſoviel ſteht feſt, daß ſeit dieſer Begebenheit Ludwig ſich immer enger an die Reichsgräfin von Hochberg, geb. von Geyersberg, ſchloß und ſich im Schooße der markgräflichen Familie eine teufliſche Allianz bildete, der kein andrer Plan zum Grund lag, als den einzigen hinterlaſſenen Sohn des Verunglückten ſowie deſſen etwaige männliche Nachkommenſchft zu vernichten und in Rückſicht auf die höchſtwahrſcheinliche Kinderloſigkeit des Markgrafen Friedrich (zweitem Sohne des regierenden Landesfürſten Karl Friedrich) zuvörderſt Ludwigen und demnächſt den Kindern aus zweiter Ehe, d. h. ſeinen eigenen Baſtarden die Thronfolge zu verſchaffen.

Man verſetze ſich genau in jene Zeit. Das baufällige Europa hatte ſich kaum einigermaßen unter dem Schatten eines ſogenannten Generalfriedens von den Anſtrengungen der ſeit 1793 unaufhörlichen Kriege erholt; Alles war noch in der geſpannteſten Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Zitternd für ihre Köpfe gleich Ludwig XVI., geſtachelt durch engliſches Sündengeld, hatten ſich die in ihren Paläſten Zorn und Rache ſchnaubenden Großmächte Oeſtreich, Preußen und Rußland wiederholt die vom Völkerblut triefenden Hände gereicht, um der franzöſiſchen Teufelsrepublik den Garaus zu machen. Teufelsrepublik nannten dieſe geſalbten Herren von Gottes Gnaden die Freiheits-Entwickelung im Weſten! Gifte, Dolche, Spione, Jeſuiten, Windbüchſen,

Cadoudalſche Höllenmaſchinen, Goldrollen und ſonſtige meuchelmörderiſche Hilfsmittel der Ariſtokraten und Pfaffen waren bereits gegen die Häupter der Republik, jedoch vergebens angewandt worden. Sogar Napoleon, deſſen feine Spürnaſen durch unerhörte Glückszufälle allen dieſen Schlingen entſchlüpft, wußte dieſe Ränke vortrefflich für ſeine eigennützigen Pläne gegen ſeine Feinde zu benützen. Indem er nemlich als Erſter Konſul dieſe Nachſtellungen als eine fortwährende Staatsgefahr den reichen Franzoſen vormalte, fand der beſitzende Theil der Nation und das Spiesbürgerthum, keinen andern Ausweg als ihn zum Kaiſer zu erheben, „damit der Verwirrung Einhalt gethan werde.“

Seine erſte Sorge als Kaiſer war, obigem neuem Bündniß der Großmächte einen Bund der kleinen deutſchen Fürſten entgegenzuſetzen, damit ſie wie Samſon's Füchſe an den Schwänzen zuſammengebunden, von ihm deſto leichter beherrſcht werden konnten. Königskronen für Baiern und Württemberg, Großherzogshüte für Heſſen und Baden wurden von ſeinem Miniſter Talleyrand in den Kauf geworfen und auch der alte Markgraf (den das in den letzten Zügen liegende römiſche Reich 1803 zum Kurfürſten ernannt hatte,) ſchien ja ſchon durch die geographiſche Lage ſeiner Länder an das politiſche Intereſſe des neu erwählten Imperators gefeſſelt. Alle damals in Frankreich vorhandenen militäriſchen Streitkräfte rüſteten ſich demnächſt an den Küſten des Weltmeers; ein ungeheures Heer concentrirte ſich in dem Lager von Boulogne und nur wie durch ein Wunder entging das moderne Karthago — wie man England damals mit Recht nannte — ſeinem Ruine. Man kennt die darauf folgenden Ereigniſſe des öſtreichiſchen Feldzuges, die Siege von Auſterlitz, die Reſultate des Presburger Friedens und Verheirathung des Prinzen Eugen mit der Prinzeſſin Auguſte von Baiern zu München. In dieſer ſchö-

pferiſchen Epoche war es, wo auch gleichzeitig die erſte Idee einer Verbindung des von dem bei Arboga verunglückten Erbprinzen Karl Friedrich zurückgelaſſenen Sohnes, Namens Karl Ludwig Friedrich, geboren den 8. Juni 1786, mit einer Prinzeſſin aus der neu entſtandenen Napoleoniſchen Dynaſtie gefaßt wurde. In Rückſicht auf die erwähnte Beſtimmung des kleinfürſtlichen Rheinbundes, dem der alte Kurfürſt als Großherzog beitrat, ſchien dieſe Verknüpfung Napoleon um ſo erwünſchter; der Plan ging daher raſch in Erfüllung und bereits am 8. April 1806 vermählte ſich der Thronerbe und reſp. Enkel des regierenden alten Kurfürſten mit der Prinzeſſin Stephanie Louiſe Adrianne Napoleone de Bauharnais, Adoptiftochter des neugebackenen Kaiſers.

Dieſe Prinzeſſin Stephanie, die heute noch lebt, gegenwärtig in Mannheim reſidirt, und ungeachtet ihres vorgerückten Alters immer noch als eine Frau voll Reiz, Geiſt und Herzensgüte gilt, vereinigte damals, vom Zauber der Jugend umgeben, gleich ihrer Mutter, der Kaiſerin Joſephine, alle Eigenſchaften, die ſie einer Souveränin würdig machten. Eine edle, ſtolze und graziöſe Haltung, die hohe offene Stirn, eine etwas gebogene Naſe, die herrlichen lebhaften Augen, gewannen ihr leicht die Bewunderung Derer, welche in ihre Nähe kamen, und nichts glich der Erhabenheit, welche ſich in ihren Zügen ausſprach, als ſie am 7. April 1806, um 8 Uhr Abends, bei ihrer feierlichen Verlobung in der Galerie der Diana im Palaſte der Tuilerien an der Seite des Kurprinzen einherſchritt. Es lag darin eine Majeſtät, welche die Huldigung zu fordern ſchien, die ein unterjochtes Volk ſeiner Souveränin oft blindlings zollt. Die ſchwarzwälder Bauern des Kurfürſtenthums Baden konnten ſich zu einer ſolchen Erwerbung nur

Glück wünſchen. War Stephanie nicht auch eine Tochter des Volkes?

Allein eben dieſe Heirat ſchien nicht nur der Diplomatie ſondern beſonders der Reichsgräfin Hochberg und namentlich ihrem Verbündeten, Ludwig, gleich anfänglich ein gewaltiger Dorn im Auge; ſie machte ihnen gewiſſermaßen einen Strich durch die Rechnung und mußte daher ihrem Plane gemäß geiſtig zerſetzt werden, noch ehe ſie faktiſch geſchloſſen. Aber auf welche Weiſe?... Durch welche Mittel? Und hier ſtoßen wir zum erſten Mal auf das innere Gewebe des infernaliſchen Vorhabens, das uns alsbald als ſyſtematiſch berechnet vor's Auge treten wird.

Zwei Wege ſtanden den Leitern der Intriguen offen: Gewaltthätigkeit oder heimliche langſam wirkende Mittel. —

Die Verſchworenen wählten den letztern. Karl war gut, aber ſchwach, eine Geſellſchaft von Wüſtlingen, die wir ſpäterhin kennen lernen werden, bemächtigte ſich ſeiner, allerlei Verläumdungen wurden ihm beigebracht und Karl, der über allen Ausdruck oberflächliche Karl, würdigte lange Zeit ſeine junge reizende Gemahlin keines Blickes und Wortes. Er ſollte methodiſch ruinirt und ungeachtet der Anmuth und Liebeswürdigkeit ſeiner Gattin, ungeachtet des gefürchteten Soldatenglücks ihres kaiſerlichen Adoptivvaters dieſe Heirat zu einer der unglücklichſten von der Welt, gemacht werden. Arme Stephanie! Kurzſichtiger Ehegatte! Bemerktet Ihr bei Eurer Verehlichung denn gar nichts von der diaboliſchen Allianz, die ſich, wiewohl hinter Euerem Rücken, aber doch in unmittelbarer Nähe gegen Euch entſpann? Flößte Euch das lichtſcheue Benehmen der jungen Stiefgroßmutter denn gar kein Mißtrauen ein? Sahet Ihr denn nicht, wie ſich das intime Verhältniß zwiſchen ihr und Ludwig von Tag zu Tag immer mehr

ſteigerte, die Hofwelt laut ihre Gloſſen darüber machte, und ſich bereits viele Leute des Publikums in's Ohr raunten, daß der Vater der Hochberg'ſchen Kinder Niemand anders als Ludwig, ihr eigener Halbbruder, ſei? Fandet ihr es denn ſo ganz an der Tagesordnung, daß ſich die lebensluſtige Gattin des ſchon nach dem Grabe riechenden ſechzigjährigen Markgrafen in den Umarmungen ihres thatkräftigeren Stiefſohns entſchädige? Wohl Euch wenn in dieſen blutſchänderiſchen Stell-dich-ein von nicht Anderem als ſinnlichem Genuß die Rede geweſen wäre!.... Aber hier war es, wo der Plan zur Vernichtung Eueres ehelichen Glücks geſchmiedet wurde; von hier aus ſandte die raffinirteſte Schlauheit ihre Pfeile; hier ſuchet die Beweggründe, weßhalb Karl lange Zeit ſeine junge reizende Gemahlin keines Blickes und Wortes würdigte und die unglückliche Kaiſerstochter die erſten Jahre ihrer Verheirathung in ihren Gemächern einſam vertrauerte!...

So vergingen faſt volle fünf Jahre; der alte Großherzog, welcher Baden ſchon im Jahre 1771 geerbt hatte, wohl alſo mit Recht der „Neſtor" unter den Fürſten genannt wurde, rückte augenſcheinlich ſeinem Ende immer näher, und ſei es, daß geſunder Sinn, oder vielleicht auch die natürliche Gutmüthigkeit Karls endlich über die gehäſſigen Einflüſterungen von Außen ſiegten, die Gatten näherten ſich einander und die Erſtlingsfrucht ihrer Ehe — zum Glück eine Prinzeſſin! — die Prinzeſſin Louiſe Amalie. Stephanie, jetzige Gemahlin des Prinzen Guſtav Waſa, erblickte den 5. Juni 1811 das Leben.

Dieſe erſteren Machiavellismen dergeſtalt eingeleitet, ſchien der Himmel ſelbſt mit dem Plane unſerer Verbündeten (unter denen wir ein für alle Mal die Reichsgräfin von Hochberg und Ludwig verſtehen) im Bunde: als

plötzlich die Symptome einer neuen Schwangerſchaft der Gattin des zur Regierung gelangten Großherzogs Karl die Beſorgniſſe der beiden Verſchworenen erweckten. Karl ſelbſt war abweſend und eilte auf die Nachricht, daß die Schwangerſchaft ſeiner Gemahlin bereits ſo weit vorgerückt ſei, um die Niederkunft jeden Augenblick zu gewärtigen, ſchneller als er es wollte, von einer Reiſe über Konſtanz nach Karlsruhe zurück. Drei Tage ſpäter am 29. September 1812, Morgens gegen 10 Uhr, wurde die Großerzogin Stephanie wirklich von einem geſunden Knaben glücklich entbunden und ſomit die Thronfolge in gerader Linie geſichert. — Die Freude der Staatslakeien war unbeſchreiblich: lautes Jubelgeſchrei begrüßte den Neugeborenen ſchon an der Wiege, und eine Salve von zweihundert Kanonenſchüſſen verkündigte der geliebten Reſidenz und dem Lande die glückliche Entbindung Ihrer königlichen Hoheit von einem Erbgroßherzog.*) In Gegenwart des ganzen Hofes wurde ſogleich ein feierliches Te Deum geſungen.

Was während dieſes kirchlichen Schauſpiels in der Seele der beiden Verſchworenen vorging, läßt ſich ſchwerlich genau angeben. Verſtohlen begab ſich aber Ludwig noch an demſelben Tage zur Reichsgräfin, um in einer langen, ſehr geheim gehaltenen Unterredung mit derſelben über die geeignetſten Mittel zur Beſeitigung dieſes Knaben zu berathſchlagen.

*) In den erſchienenen „Verbotenen Liedern von einem Norddeutſchen" die zum Beſten gehören was die poetiſche Freiheitsliteratur aufzuweiſen hat, findet ſich auch über ein ſolches erhabenes Ereigniß ein höchſt originelles Gedicht.

Dürfte man den geheimnißvollen Schleier, der die ſeit Begründung der verſchiedenen Staatenſyſteme bis auf die neueſte Zeit in den Paläſten der Regenten von Oſt, Süd, Weſt oder Nord vorgefallenen Schandthaten umhüllt, nur einigermaßen lüften, ſo würde ein ſo ſcheußliches Sittengemälde zum Vorſchein kommen, daß ſelbſt die Mährchen von Tauſend und Eine Nacht nebſt den berüchtigſten Criminalfällen unſerer bürgerlichen Juſtizbehörden nur als ein ſehr matter Abdruck dieſes Generaltableau's kontinentaler Kabinetspolitik daſtehen würden. Das Genie eines Byron oder E. Sue wäre zur Charakteriſtik einer ſolchen wahrhaft infernaliſchen Gallerie kaum hinreichend, und ſelbſt der weniger nervenſchwache Leſer würde ſich mit Abſcheu von einer ähnlichen ſataniſchen Zuſammenſtellung wegwenden. Befaſſen wir uns alſo nicht mit einer ſpezielleren Darſtellung der koloſſalen Grauſamkeiten und Ausſchweifungen der Regenten alten oder neuen, chriſtlichen oder nicht-chriſtlichen Urſprungs; noch viel weniger können wir uns heute darauf einlaſſen, die mit Meuchelmord, Blut und Verweſung beſudelten Blätter der Geſchichte faſt aller Jahrhunderte und Nationen zu entfalten: ertheilen wir hier

nur die Verſicherung, daß leider! auch noch bis in die neueſte Zeit die Kabinetsgeſchichte der verſchiedenen europäiſchen Staaten die tragiſchſten Beweiſe für die Richtigkeit unſerer Behauptung liefert. *) Indem wir uns ſonach die alle menſchlichen Begriffe überſteigenden Barbareien in der Czaarenfamilie des ruſſiſchen Kabinets ſeit Peter auf eine andere Gelegenheit aufſparen; uns um den Zuſammenhang der bekannten Raketengeſchichte zwiſchen Franz II. von Oeſtreich und ſeinem Bruder, dem Palatin von Ungarn; die famöſe Roſenölvergiftungs-Soirée des verſtorbenen Königs von Baiern; ſowie um den ſonderbaren Treppenſturz des vorletzten Herzogs von Naſſau, hier wenig kümmern; auch unſere inquiſitoriſche Hand heute noch nicht an die wohlverſchloſſenen Königsſärge der Abtei von Weſtmünſter; des Eskurial, und der Familiengrüfte einer Menge norddeutſcher und italieniſcher Fürſten legen wollen; beſchränken wir uns einfach auf die hiſtoriſche Darſtellung des in gewiſſer Beziehung alle früheren Verbrechen überragenden Schickſals des Erbgroßherzogs von Baden, bei deſſen Geburt, den 29. September 1812, Morgens gegen zehn Uhr, wir im vorigen Kapitel abbrachen.

Alles vorhergeſehen, Alles im Voraus beſprochen mit jenem Helfer, den wir ſpäter genau ſchildern werden, und der, wie ſich von ſelbſt verſteht, alle Vorbereitungen auf das Speziellſte getroffen, begab ſich die Reichsgräfin Hochberg nach jener erwähnten Unterredung mit Ludwig und ſeinem Helfer, in der Nacht vom fünfzehnten zum ſechszehnten Oktober 1812 nach den erbgroßherzoglichen Gemächern im Schloſſe zu Karlsruhe. Eine Geſellſchaf-

*) Man leſe das Buch: „Marie Louiſe und der Herzog von Reichſtadt, die Opfer der Politik Metternichs.“

Digitized by Google

terin, die ſie gewöhnlich noch ſpät am Abend bei ſich zu ſehen pflegte, und über welche wir an das Zeugniß des Obergerichtspräſidenten Keſtenberg appelliren, war für dieſe Nacht abbeſtellt und gegen eilf Uhr des Abends machte die Gräſin allein und ohne Zuziehung irgend einer Kammerfrau, ſelbſt ihre Toilette. Sie zog ſich von Kopf bis zu Fuß weiß an; ein weiter Schleier überlief Hüften und Schulter, und das Geſicht in halb egyptiſcher Weiſe verhüllt, lag etwas ſo Geiſterhaftes oder Geſpenſterähnliches in ihrem Anzuge, daß wir ſpäterhin ſehen werden, aus welch wohl überlegten Gründen dieſe moderne Eliſabeth eines anderen Don Karlos eben nur dieſe Kleidung zur Ausführung ihres Planes wählte. Ohne allen Aufenthalt gelangte ſie unbemerkt durch die ihr wohlbekannten Gänge des geräumigen Schloſſes bis vor eine geheime Tapetenthüre, die in dasjenige Zimmer führte, in welchem die Wiege des kaum drei Wochen alten Erbgroßherzogs ſtand. Durch den leiſen Druck einer verborgenen Feder öffnete ſich, wie auf einen Wink, geräuſchlos dieſe Thüre und in unhörbaren Tritten näherte ſich die Gräſin aus dem Hintergrunde des Zimmers, der Wiege des Kindes. Nur eine gewöhnliche Nachtlampe verbreitete ihren magiſchen Schein durch das ohnedieß dunkel austapezirte Gemach, in welchem, noch von einer Art Lichtſchirm geborgen, die wachthabende Kammerfrau neben der Amme des Kindes, in einem Lehnſtuhle à la Voltaire ſorgenlos ſchlummerte. Einige Perſonen, die ſonſt wohl unterrichtet zu ſein pflegen, wollten ſpäterhin wiſſen, daß dieſe Kammerdame in das Geheimniß mit hineingezogen und der erbgroßherzoglichen Amme von ihr ein Schlaftränkchen beigebracht worden ſei; allein dieſe Behauptung iſt falſch; denn die in jener Nacht ſchlafende (!) Wächterin war eine erklärte Feindin der Reichsgräfin.

Digitized by Google

Bleich vor Entſetzen und am ganzen Leib zitternd — denn auch die abgefeimteſte Sünderin hat Furcht im entſcheidenden Augenblick — näherte ſich die letztere, nemlich die Reichsgräfin, der Wiege; nahm den ſchlummernden Prinzen behutſam daraus, indem ſie gleichzeitig an die noch warme Stelle deſſelben ein anderes ungefähr 19 Tage altes, aber ſchon mit dem Tode ringendes Kind — das uneheliche eines Bauernfrauenzimmers aus der Nähe von Karlsruhe — ſorgfältig legte. Kein Schrei der Angſt oder des Wehklagens entfuhr den Lippen des Säuglings, und langſam, ganz in derſelben Art und Weiſe, wie ſie gekommen, zog ſich hierauf die Gräfin mit dem Kinde wieder zurück, indem ſie die geheime Tapetenthüre feſt hinter ſich zuriegelte.

Während dieſer ganzen Scene, die übrigens viel weniger Zeit brauchte, und unſtreitig mit viel geringeren Schwierigkeiten verknüpft war, als es dem ungläubigen Leſer im erſten Augenblicke ſcheinen dürfte, blieben die betreffenden beiden Wärterinnen, wie von einem hekate'ſchen Zauberſafte berauſcht, in ihrem lethargiſchen Schlummer. — Auch nicht ein einziger von den wachhabenden Gardiſten bemerkte nur das Geringſte von dem, was vorging, und diejenige heute noch lebende Perſon, die der Gräfin in jener Nacht auf einem der Kreuzgänge in den langen Corridors nach zwölf Uhr begegnete, verkroch ſich ſcheu vor dieſer Erſcheinung in den verborgendſten Winkel. Ohne alſo auch nur auf das geringſte Hinderniß, auf den geringſten Widerſtand während dieſer nächtlichen Raubpromenade zu ſtoßen, verließ die Gräfin dieſe Gegend des Schloſſes und begab ſich nach deſſen ſüdöſtlichem Flügel, wo einer ihrer Helfershelfer bereits auf ſie wartete.

Ueber den zu faſſenden Entſchluß — obwohl längſt ſchon im Stillen überlegt und für ſeine Ausfüh-

rung im Voraus geſorgt — ſchien ſie noch einen Augenblick ſchwankend; hielt den Säugling einige Sekunden lang ſchweigend in den Händen, und es läßt ſich wohl ſchwerlich beſchreiben, was in dieſem Augenblicke in der Seele der ausgefeimten Sünderin vorging. Soviel ihr gegen eine ihrer Vertrauten in ſpäteren Aeußerungen entſchlüpfte, ſollen ihre Blicke in dieſem Momente die höchſte innere Bewegung verrathen, ihre Hände krampfhaft gezittert und ihre Phyſiognomie einen entſetzlichen Anblick gewährt haben. Doch alsbald die eigene Sicherheit, ſowie das Intereſſe ihrer eigenen Kinder gegen jedes andere Gefühl abwägend — erhielt der in das Geheimniß gezogene Kammerdiener Ludwigs, welcher Sauerbeck heißt das Kind unverſehrt aus den Händen der Reichsgräfin.

Ob nicht ſein Tod in dieſem Augenblick ſüßer geweſen wäre, als ſein ſpäteres ſechszehnjähriges freudenleeres Daſein? .... Kann es ein traurigeres Loos auf der Welt geben, als: kaum dem mütterlichen Buſen entriſſen, mit kanibaliſcher Härte in die Nacht eines Kerkers hinausgeſtoßen und lebendig begraben zu werden?... Aber ſo ſind dieſe chriſtlichen Türken! Sie ſchweben zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen Himmel und Hölle. Ein Mord, der ſchnelle gewaltſame Uebergang vom Leben zum Tode dünkt ihnen eine Todſünde; aber ein unſchuldiges, hilfloſes Kind langſam im Kerker vermodern — abſterben zu laſſen, iſt eine beinahe Gott wohlgefällige That, die an dem Tage des jüngſten Gerichts vergeben werden kann. Infamer Pfaffentrug! ... Doch hören wir weiter:

Erſt mit dem heranbrechenden Morgen und auf das wiederholte Rufen der zuerſt durch das ſchmerzvolle Wimmern des untergeſchobenen Wiegenkindes erweckten Amme, beugte ſich die Kammerfrau über die Wiege.

Erſtaunt über die auffallend bleiche, faſt zitrongelbe Geſichtsfarbe des Kindes, ſchrie ſie bei dieſem überraſchenden Anblick nach einem der in den anſtoßenden Zimmern verweilenden (?) Leibärzte, und als dieſe Kammerdame hierdurch erſt gänzlich zum Bewußtſein gebracht, das Kind ſogar mit dem Tode ringen ſah, ſtürzte ſie in ihrer erſten Verzweiflung athemlos in das Zimmer der Großherzogin.

Vergebens ſuchte ſie hier in einigen Worten der aufgeſchreckten Umgebung der letzteren begreiflich zu machen, daß Sr. Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzoge in der Nacht etwas zugeſtoßen ſein müſſe, und ſein Leben in augenſcheinlicher Gefahr ſchwebe. Der herbeieilende Leibarzt — derſelbe Doktor, der am Schluſſe aller ſeiner früheren Bülletins, während der Krankheit der Großherzogin, fortwährend auf Pflicht und Gewiſſen dem Publikum verſichert hatte: „daß der Erbgroßherzog fortdauernd der beſten Geſundheit genieße," erklärte, überraſcht, den Zuſtand des Prinzen in der That für äußerſt bedenklich, und kaum zwölf Stunden ſpäter las man in einem Supplement der Karlsruher Zeitung vom 16. Oktober: „Dieſen Abend nach acht Uhr wurde unſere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborene Erbgroßherzog verſchieden ſey, in allgemeine Beſtürzung und Trauer verſetzt. Freilich fügte man hinzu, daß er ſich ſchon ſeit der verfloſſenen Nacht in bedenklichen Geſundheitsumſtänden befunden; allein ſo ſehr man auch in die Amme und reſp. Wärterin des Erbgroßherzogs drang, erfuhr man dennoch von Beiden nichts weiter als unbeſtimmte, nichtsſagende Redensarten, die natürlicherweiſe in keinem Zuſammenhang mit den Vorgängen ſtanden, die wir bereits kennen, und mithin auch nicht das entfernteſte Licht auf den verübten Betrug werfen konnten.

Der Leichnam wurde zwar, jedoch nur ſehr oberflächlich, beſichtigt; daher ſich auch, wie dies bei neugeborenen Kindern überhaupt leicht zu überſehen, keine Spur einer widernatürlichen Todesart ergab; vielleicht daß nur ein Kuß auf die Lippen des Verſtorbenen den Anatomen eines Anderen belehrt haben würde. Der Todtenſchein wurde in üblicher Form ausgeſtellt und nur das reſidenzſtädtiſche Publikum, unter dem ſich die Todesnachricht mit Blitzesſchnelle verbreitete, machte hie und da einige ſonderbare Bemerkungen, indem man es mit Recht auffallend fand, daß der junge Erbgroßherzog ſo plötzlich geſtorben, während man doch in den über das Befinden der Frau Großherzogin erſchienenen ärztlichen Büllctins wenige Tage vorher noch von ſeiner „fortdauernd beſten Geſundheit“ geleſen habe. Selbſt einige im Aktenſtaube ergraute Geheime Staatsräthe ſchüttelten beim Eingange dieſer Nachricht nachdenklich den Kopf; doch wagte keiner von ihnen auch nur den geringſten Commentar hierüber zu machen und Niemanden aus der nächſten Umgebung des großherzoglichen Hofſtaates fiel es auch nur im entfernteſten ein, den erheuchelten Schmerz Ludwigs zu durchſchauen, oder die Krokodilsthränen der verwittweten Reichsgräfin zu erklären. Umſonſt bat die troſtloſe Mutter, Großherzogin Stephanie, ihr zu geſtatten, den dahingeſchiedenen theuren Sohn noch einmal ſehen zu dürfen. Umſonſt! Die Aerzte verweigerten ihr dieß indeſſen mit Recht ſtandhaft, und übrigens würde auch wohl das thränenvolle Auge einer verzweifelnden Mutter ſchwerlich den ihr mitgeſpielten ſchauderhaften Betrug entdeckt, daher eine ſolche Okular-Inſpektion kein anderes Reſultat gewährt haben, als eine ungeheure Aufregung des Gemüths, die ihr in Rückſicht auf eine, von der kürzlich überſtandenen Entbindung noch zurückgebliebene Nervenſchwäche nur ſehr

gefährlich hätte werden können. Die Möglichkeit einer ſofortigen Entdeckung des Betrugs ging alſo vorüber; das Hofgeſindel legte hierauf pflichtſchuldigermaßen wegen des Ablebens des Erbgroßherzogs auf drei Wochen Trauer an, und nicht ahnend, daß der eigentliche Thronerbe noch lebe, wurde der angeblich eines natürlichen Todes geſtorbene Pſeudo-Kronprinz in der großherzoglichen Familiengruft beigeſetzt.

Digitized by Google

IV.

Die Wünſche des über dieſen Verluſt tiefbetrübten Großherzogs ſchienen jedoch troß dieſes traurigen Ereigniſſes in Erfüllung gehen zu ſollen; ſeine Gemahlin erklärte ſich wenige Monate darauf wiederholt guter Hoffnung. Als dieſe Nachricht der Hofwelt bekannt wurde, beeilte ſich Alles der großherzoglichen Souveränin zu ihrer neuen Schwangerſchaft Glück zu wünſchen. Selbſt die ſchlaue Reichsgräfin hatte urſprünglich die Abſicht, zu ihr zu gehen und in einem dießfälligen Geſpräche mit einer ihrer Vertrauten vom Hofe, ſoll ſie mit ſardoniſchem Lächeln geäußert haben: „daß ſie ſelbſt ſehnlichſt wünſche, die Großherzogin mit einem Thronerben geſegnet zu ſehen." Soweit trieb dieſe Schlange ihre Verſtellung!

Den 21. Oktober 1813 kam die Großherzogin auch wirklich nieder, gebar aber keinen Sohn, ſondern eine Tochter, welche Joſephine Friederike Louiſe getauft und mit dem Erbprinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen kürzlich vermählt wurde.

Die Ausſichten geſtalteten ſich demnach für unſere Verſchworenen immer günſtiger; die Zeiten wurden durch Napoleons Sturz immer lebhafter, und der Wiener-

Digitized by Google

Kongreß rief den Großherzog Karl 1815 in die Hauptſtadt von Oeſtreich. Bei dieſer Gelegenheit verſuchten die Verbündeten unter denen wir, wie ſchon erwähnt, ein für alle Mal die Reichsgräfin und Ludwig verſtanden wiſſen wollen) einen Hauptſtreich: Karl ſollte vergiftet werden! Es iſt uns indeſſen noch nicht ganz klar an welchem Hinderniß die Ausführung dieſes meuchelmörderiſchen Planes ſcheiterte, da ſich bekanntlich der gewonnene Kammerdiener Karls, von den fürchterlichſten Gewiſſensbiſſen gequält, in Wien ſelber das Leben nahm, und der einzigen vertrauten Perſon, die damals noch um die Perſon Karls in Wien als Feldjäger diente, bis auf den heutigen Tag über dieſes Geheimniß noch kein Wörtchen entſchlüpfte. Dieſe Perſon iſt — der in Mahlberg wohnende, jetzt wahrſcheinlich ſein Sündenregiſter ſchreibende, bad. Major a. D. v. Hennenhofer, auf deſſen ſpeziellere Charateriſtik und eventuelle Theilnahme an der Vergiftung wir ſpäter zurückkommen. In Folge dieſes Selbſtmordes ſowie der ſtrengen Diskretion Hennenhofers, ließ ſich bisher vor dem größeren Publikum nie genau angeben, ob Karl wirklich vergiftet wurde und das Gift keine andere Wirkung als ein ſtarkes Erbrechen zur Folge hatte, oder ob der Gedungene ſich noch vor Ausführung der That tödtete? Soviel leuchtete jedoch ſchon damals Jedermann ein: daß Karls Geſundheit in Wien einen bedeutenden Stoß erlitt, und er in Rückſicht auf ſeine früheren Ausſchweifungen, zu denen er ſyſtematiſch verlockt worden, einen ſo ſiechen Körper nach Karlsruhe zurückbrachte, daß die Bäder vom Griesbach mit den benachbarten Sauerbrunnen durchaus nicht mehr recht anſchlagen wollten.

Nichts deſto weniger fühlte ſich bald darauf die Großherzogin abermals ſchwanger; in allen Kirchen des Großherzogthums nahmen mit dem 24. Dezember 1815 die öffentlichen Gebete wegen der geſegneten Leibesum-

ſtände Ihrer Königlichen Hoheit wieder ihren Anfang, und in der Nacht vom erſten zum zweiten Mai des darauf folgenden Jahres (1816) wurde dieſelbe zu Karlsruhe wirklich zum zweiten Male von einem geſunden Prinzen glücklich entbunden, welches Ereigniß auch ſogleich eine Salve von hundert und einem Kanonenſchuß am folgenden Morgen um vier Uhr der Reſidenz bekannt machte. Dieſer, nach der Angabe des Leibarztes Dr. Kramer „ſehr geſunde Knabe" ſteigerte wiederum die Beſorgniſſe unſerer Verſchworenen auf's Höchſte; die größten Vorſichtsmaßregeln vereitelten jedoch unwillkührlich oder auch rein zufällig, ihre Pläne; jede Annäherung, namentlich abſeiten der Geyersberg, ſchien förmlich unmöglich, bis es endlich in den erſten Tagen des Mai 1817 trotz aller Vorſicht gelang, ein weißes Pülverchen in den Brei zu praktiziren. Der junge Erbgroßherzog bekam ein ungemein heftiges Fieber mit Zucken, und ſchon in der Mittagsſtunde des nächſtfolgenden Tages (achten Mai 1817) gab er, vergiftet, ſeinen Geiſt auf. Freilich hieß es in der dießfälligen Todesanzeige: „daß er an deu Folgen eines ſehr beſchwerlichen Zahnausbruchs geſtorben," doch wäre dieß einer von Denen, welche am 11. ejsd., Abends, den Leichnam in der Stille nach der großherzoglichen Familiengruft zu Pforzheim abführten, heute noch am gründlichſten zu widerlegen im Stande.

So viel offenbares Familienunglück ſollte noch durch ein andereres, höchſt frappantes Ereigniß vermehrt werden. Um dieſe Zeit erkrankte nämlich plötzlich auch der Markgraf Friedrich, geb. 1756; zweiter Sohn des alten Markgraf Karl Friedrich und Bruder Ludwigs. Die ſonderbarſten Gerüchte verbreiteten ſich auch in Bezug auf dieſes plötzliche Ereigniß, und ſelbſt der Großherzog Karl erſchrack nicht wenig auf ſeinem Zimmer, als ihm kaum acht und vierzig Stunden nach dem ſo,

genannten „heftigen Nervenſchlage“ die Nachricht von dem unmittelbar darauf erfolgten Tode ſeines kinderloſen Onkels überbracht wurde. Die ganze Krankheit dauerte, nach Angabe des ärztlichen Berichtes, nicht volle zwei Tage.

In dieſer wahrhaft verhängnißvollen Periode ſchienen dem großherzoglichen Ehepaare denn doch endlich die Augen aufgehen zu wollen; die nächſten Umgebungen der Großherzogin wunderten ſich laut über dieſes unerklärbare Zuſammentreffen von Umſtänden, und ſchon fing man an, die ſonderbarſten Betrachtungen daran zu knüpfen: doch wagte man immer noch nicht, ſich offener darüber auszuſprechen, in wieweit menſchliche Hände dieſe Zufälle gelenkt oder herbeigeführt haben könnten. Karl ſelbſt wurde immer einſylbiger, trauriger, melancholiſcher; er fühlte leider ſchon längſt den Todeswurm nagend an ſeinem Herzen, und allmählig fing er an, dem Gedanken Raum zu geben, daß Ludwig, der myſteriöſe Ludwig ſeinen Untergang ſchon ſeit Jahren bereitet haben könne. Dergleichen ſchwarze Ideen erhielten eine um ſo größere Feſtigkeit als ihm um dieſe Zeit endlich einige direkte Mittheilungen in Bezug auf die Verſchworenen gemacht wurden; er ſprach ſich jedoch nie unumwunden hierüber aus; wichtig mußten dieſe ihm gemachten Entdeckungen jedenfalls ſein, denn plötzlich, wie aus den Wolken gefallen — verbannte ein Kabinetsbefehl Ludwigen und Conſorten auf ſeine Güter!!!

Genaueres über den Grund dieſer Maßregel drang nie in das Publikum; nur Karl und deſſen viel ſcharfſichtigere Gemahlin erkannten erſt jetzt vielleicht zum erſten Male ganz klar, um welche politiſchen Verbrechen es ſich gehandelt, von wem die Coalition ausgegangen und gegen wen alle dieſe Höllenkünſte gerichtet waren.

Zwar ſollte nach dieſer Entdeckung noch eine hoffnungsvolle Blüthe im Schooße der großherzoglichen Familie entſproſſen; die durch den (8. Mai) erfolgten Tod des jungen Erbgroßherzogs vereitelten Ausſichten auf einen Thronfolger erneuerten ſich nämlich wieder, indem die Großherzogin ſich abermals einer Entbindung nahe fühlte, Allein die niedergedrückten Hoffnungen des bekümmerten Großherzogs ſollten nur halb in Erfüllung gehen: ein Mädchen — die Prinzeſſin Marie Amalie Eliſabeth Karoline, geboren am 11. Oktober 1817 war die letzte Frucht dieſer jedenfalls höchſt merkwürdigen Ehe.

Ob Karl den ſchwarzen Schleier, durch die ihm gemachten Entdeckungen bereits theilweiſe gehoben, abſichtlich nicht völlig lüften, und durch Einleitung einer hofgerichtlichen Unterſuchung der vorgefallenen Gräuel und Verbrechen die Veranlaſſung zu einer monſtröſen Chronique ſcandaleuſe, im Intereſſe ſeiner eigenen Familie, oder im Bewußtſein früherer Schwächen, nicht zugeben wollte: laſſen wir ununterſucht; genug, er nahm die Ueberzeugung: „daß ſein älteſter Sohn lebe,“ mit in das Grab. Wäre er ein wirklich energiſch durchdringender großer Charakter, d. h. in Erfüllung der ihm von der Vorſehung ertheilten höchſten Aufgabe, ein Volk zu regieren, nicht ebenſo leichtſinnig geweſen als in Bezug auf väterliche Pietät: hätte er nur einigermaßen die ihm von vielen Seiten her gewordenen Hindeutungen auf die Spur von der Exiſtenz ſeines erſten Sohnes verfolgt, gewiß! es wäre ſchon damals die ganze Geſchichte an den Tag gekommen. Allein ſchon war es zu ſpät; langſam, aber ſicher ſah er — der 31jährige! — bereits das Ende ſeiner Regierung mit jedem Tage immer näher heranſchleichen; kein ärztliches Dekokt vermochte dem jungen Greiſe neue Lebenskräfte zu verſchaffen und wie die Lage Europa's damals (1816 —17) überhaupt war ſchienen die vor dem gefangenen

Löwen auf St. Helena immer noch zitternden Kontinentalmächte gewiß nicht geneigt, die Regierung eines der wichtigſten deutſchen Länder an der Grenze von Frankreich, einer vormundſchaftlichen Regentſchaft nach dem Tode Karls zu überlaſſen, auf deſſen ſequeſtrirten unmündigen Sohn die Krone von Baden übergegangen ſein würde: ein Umſtand, der mit den anerkannt ſchlauen Regierungsmaximen der „heilgen Allianz“ ſchlecht harmonirte. Trotz aller Revolutionen, will man nämlich in Deutſchland, (man kann ſagen, faſt im ganzen übrigen Europa) abſichtlich noch nicht begreifen: daß in einer wohlgeordneten, vollendeten Staatsorganiſation die Beſonderheit des Charakters des Monarchen völlig gleichgültig ſei, und man zum Regenten d. h zur Spitze eines Staates, nur einen Menſchen brauche, der „Ja“ ſagen kann und den Punkt auf das J macht Das Königthum wurde ſelbſt im Juli 1830 in Frankreich noch nicht tief genug herabgedrückt: daher auch jener unverſöhnliche Haß unſerer deutſchen Kabinete gegen die Pariſer Revolution der drei Tage eigentlich nur die Furcht vor noch ernſteren Ereigniſſen bürgt.

Diplomatiſch und moraliſch ſah ſich alſo Karl am Vorabende ſeines Lebens in der Nothwendigkeit, auf andere Weiſe für ſeine Thronfolge zu ſorgen.

Dies Alles bemerkte Ludwig mit innerer Freude aus ſeinem Schlupfwinkel; ſeine Agenten bearbeiteten daher Karln ſo lange, bis derſelbe in einem Familienſtatut den 4. Oktober 1817 die Söhne der Reichsgrafin von Hochberg für ſucceſſionsfähig erklärte. Hierin lag der Triumph für unſere Alliirten! Dahin ging ja ihr Plan von der erſten Stunde und jetzt handelte es ſich nur noch um die Erfüllung von Förmlichkeiten. Um dieſe Zeit hielt der Aachener Kongreß ſeine famöſen Sitzungen; hier ſollte „das Glück und Heil der Welt“ (um uns des Ausdrucks Metternichs

in einem Briefe an Hardenberg zu bedienen) feſtgeſtellt und auch dieſem Familienſtatut, das Karl gleichſam mit ſeinen letzten Lebenskräften unterſchrieben, die Krone aufgeſetzt werden. Der Kaiſer Alexander von Rußland, der eine badenſche Prinzeſſin zur Frau hatte, wurde in Requiſition geſetzt; eine Maſſe Memoiren zuſammengeſchmiert und verſpendet; die badenſche Deputirtenkammer mußte ihrerſeits zu verſchiedenen Malen das Großherzogthum Baden für unheilbar erklären, und tauſend anderes wurde verſucht und gethan, um nur den Staatsvertrag Oeſtreichs, Großbrittanniens, Preußens und Rußlands mit Baden am 10. Juli 1819 zu Stande zu bringen, worin „die unantaſtbare Integrität des Großherzogthums Baden ausgeſprochen und Gewährleiſtet, und zugleich das den Söhnen Karl Friedrichs aus zweiter (morganatiſcher) Ehe durch das erwähnte Haus- und Familienſtatut vom 4. Oktober 1817 zugeſprochene Erbrecht anerkannt wird.“ *) Karl erlebte die Freude des ärgerlichen Anblicks der Anerkenntniß dieſer pragmatiſchen Sanktion indeß nicht mehr: er ſtarb bereits den 8. Dezember 1818 auf ſeinem Schloſſe zu Raſtatt im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Lebens an — Entkräftung!

Freilich hatte Ludwig alle dieſe Maßregeln zunächſt nur unter dem Vorwande zu bewerkſtelligen gewußt, daß Baiern, das aufmerkſame Baiern, wegen ſeiner vermeintlichen Anſprüche an die Pfalz, dieſe Förmlichkeiten hervorrufe, allein dieß war nur ein Winkelzug, denn nach Ausweis der Rotteck'ſchen Annalen (Band III, 1830)

*) Die „Allgemeine Augsburger Hofzeitung ſchlug 1841 über obige Zuſammenſtellung von Thatſachen einen gewaltigen Lärm, nannte ſie Anachronismen u. dgl., was uns jedoch für den Hauptgegenſtand wenig erheblich ſcheint.

ſcheint Baiern trotzdem ſeine Anſprüche auf die Pfalz noch nicht aufgegeben zu haben und dieſe Angelegenheit iſt noch im gegenwärtigen Augenblicke nichts weniger als abgemacht. Sei dem indeſſen, wie ihm will; wir haben gezeigt, daß Ludwig die Reichsgräfin Hochberg nur unter dem feſten Verſprechen: ihre (reſp. ſeine) Kinder auf den Thron zu bringen, zum Raube des Kronprinzen, d. h. zu der Geiſterrolle in jener Oktobernacht vermochte. Spreche man nichts von der pſychologiſchen Unmöglichkeit einer ſo tiefgeſunkenen Charakterloſigkeit Ludwigs; denn, wer die Frau ſeines eigenen Vaters zur Blutſchande verführte, konnte ſie bei dem ihr angeborenen Hange zum Ehrgeize zu dem unendlich kleineren Verbrechen bewegen, fremde Kinder zu ſtehlen oder zu erwürgen. Oder liegt etwa zweitens etwas Unglaubliches oder Unlogiſches in der Art der Entführung des Prinzen? Keineswegs. Die Geſchichte liefert bis in die neueſte Zeit tauſend Beiſpiele von Diebſtahl und Verwechslung von Kindern als Säuglinge in dieſer oder jener, boshaften oder frivolen Abſicht. Um ſich aber am handgreiflichſten von der Sorgloſigkeit zu überzeugen, mit der ſelbſt königliche Kindbetterinnen des erſten Ranges vernachläſſigt werden, darf man ſich nur die Niederkunft und den Tod der Thronerbin von Großbrittannien in's Gedächtniß zurückrufen. Dieſe (Prinzeſſin Charlotte, geb. 7. Januar 1796 und vermählt mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg) wurde bekanntlich am 6. November 1817 um 1 Uhr Nachts von einem todten Knaben in dem Schloſſe Whitehall entbunden. Eine und eine halbe Stunde ſpäter um (2½ Uhr) gab ſie den Geiſt auf. Wer ſollte es glauben, daß auch nicht einer von den drei Leibärzten, die das Parlament abgeordnet hatte, bei ihrem Tode zugegen war? Der Prinz, verzweifelt über dieſe unverzeihliche Nachläſſigkeit, zitirte die drei Aerzte vor das Parlament von dem

es dann hart gerügt wurde, daß alle drei, ſelbſt mit Einſchluß des Dr. Croft, die Prinzeſſin ſogleich nach ihrer ſchweren Entbindung verlaſſen hatten.*)

Uebrigens iſt man auch heute in Karlsruhe ſelbſt ganz allgemein davon überzeugt, daß die Geſchichte mit der „weißen Frau," welche in den großherzoglichen Schlöſſern herumſpucke und ſich bei der Thronbeſteigung des jetzigen Großherzogs Leopold abermals gezeigt haben ſolle, nichts weiter als eine Fabel ſei, erdichtet, um Kinder damit einzuſchüchtern; daß aber dieſe weiße Frau die nach der Volksſage, kurz vor dem Tode eines jeden der beiden Prinzen um Mitternacht erſchienen, ſich trauernd über die Wiege gebeugt habe und die anweſenden Kammerfrauen darüber zu Boden geſtürzt ſeien, niemand anders als die Reichsgräfin von Hochberg, nemlich das ehemalige Hoffräulein Geyer von Geyersberg, geweſen ſei. Dieſe habe die beiden Prinzen erwürgt. Wie ſehr man ſich mit dieſem Gerücht noch in dieſer Stunde, wo wir dieß niederſchreiben, herumträgt, beweist die Verachtung, mit der man erſt ganz kürzlich ſogar in einer öffentlichen Geſellſchaft zu Karlsruhe von dieſer Perſon ſprach. — Unſinnig verſchwenderiſch, war ihre Lebensweiſe im höchſten Grade unordentlich; Kredit hatte ſie keinen bei den Reichen, weil dieſe ſie kannten; Agenten von ihr durchliefen alſo ſtets die Hütten der Armen und erpreßten unter trügeriſchen Verſprechungen den Noth- und Sparpfennig der Wittwen und Waiſen. Jetzt iſt ſie todt, aber tägliche Flüche und Verwünſchungen von tauſend durch ſie verarmten Familien hallen noch heute um ihr Grab.

Selbſt in den Augen ihrer Kinder mußte dieſes

*) Wünſcht man noch mehrere Belege, ſo leſe man die Dumas'ſche Galerie: „der berühmten Kinder." Paris.

Weib ein höchſt verächtliches Weſen ſein; ihr älteſter Sohn iſt der jetzt regierende Großherzog von Baden Leopold I.; ihre beiden andern Söhne, Wilhelm und Maximilian, ſind Markgrafen von Baden, und ihre Tochter, Amalie, iſt die verehlichte Fürſtin von Fürſtenberg. Alle, namentlich die letztere ſind ſehr reich, und doch iſt es noch keinem eingefallen, das Andenken der Mutter zu retten. Ja, was noch mehr ſagen will, ſtatt ſie mit dem Ueberfluſſe des durch Ludwigs väterliche Fürſorge erhaltenen Vermögens von den Flüchen der armen Betrogenen loszukaufen: ließen ſie ſelbige, namentlich in der letzten Zeit ihres Lebens, in einem Zuſtande der Verarmung und Entblößung, der ſie gleichſam zwang, dieſe Betrügereien an Wittwen und Waiſen auszuüben. Dieß heißt denn doch den kindlichen Reſpekt auf die höchſte Spitze der Gleichgültigkeit getrieben! — Wenn nun die eigenen Kinder dergeſtalt handeln zu müſſen für gerecht hielten: was ſoll der Geſchichtsſchreiber in dem Bewußtſein der ſchauderhaften Handlungsweiſe dieſes Weibes für Milderungsgründe für dieſelbe finden? Genug: ſie war die Räuberin des Kronprinzen.

V.

Dieſe Reichsgräfin von Hochberg erſcheint uns jedoch zunächſt immer nur als das Werkzeug **Ludwigs**. Inſofern nun dieſer Ludwig die Hauptperſon des Höllenbreughelſchen Gemäldes iſt, das wir entrollen, ſcheint es auch an der Zeit zu ſeiner ſpezielleren Charakteriſtik jetzt überzugehen.

Begabt mit einer ſtarken Körperkonſtitution, war er voll heftiger widerſprechender Leidenſchaften. Wollüſtling bis zum äußerſten Grad; unverſöhnlich im Haſſe; beſtändig in der Freundſchaft oder doch wenigſtens dankbar für ihm geleiſtete perſönliche Dienſte, die freilich ſtets zweideutiger Natur waren und immer **wenigſtens** in Kriecherei oder Kupplerei beſtanden; **herrſchſüchtiger** Despot, dabei aber doch ſo klug, ſich der Armee in einem ſolchen Grade beliebt zumachen, daß vielleicht nie ein deutſcher Fürſt ſo ſicher, wie er auf die Ergebenheit ſeiner Soldaten zählen konnte — auf einen Wink von ihm, hätten ſie auf Vater und Mutter gefeuert: war er dabei konſequent und beharrte hartnäckig auf der einmal gefaßten Meinung und ſeinen Entſchlüſſen. Dieſer Entſchloſſenheit

Digitized by Google

und einer gewiſſen äußeren Hoheit des Benehmens verdankte er vorzugsweiſe die ſehr günſtige Stimmung des Hofes und der Beamten bald nach Karls Tode; namentlich ſchenkte ihm die Geſammtmaſſe des Volkes, die übrigens in der Regel nicht weiß, was ſie will und nur dem Scheine folgt: deßhalb ihr Zutrauen; vergaß all' die ihr zu Ohren gekommenen, bei Hofe vorgefallenen Skandale und unterſchied in ihrer gewöhnlichen Oberflächlichkeit nicht, daß hinter dem Lächeln anſcheinender Sanftmuth die Freude des Bewußtſeins der Gewalt; hinter der Miene ſtrenger Gerechtigkeitsliebe die leidenſchaftlichſte Willkür verborgen liege. Auch die meiſten ſeiner Lobhudler können dieſe Aeußerlichkeiten nicht genug rühmen; ſie ſchütten ihre mit Tiraden gefüllten Opfergefäße mit vollen Backen über ihren vermeintlichen Mäcen; zählen ſeine Auszeichnungen während ſeiner militäriſchen Dienſtzeit in Preußen zu den Wunderthaten eines großen Feldherrn, und ſelbſt der nicht ganz dumme Profeſſor Schneller erhebt ihn in ſeiner „Gedächtnißrede auf Ludwig, Großherzogs von Baden, gehalten bei deſſen akademiſcher Todtenfeier im Münſter zu Freiburg“ bis in den Himmel; während wiederum andere Speichellecker in ihrem pietiſtiſch-philoſophiſchen Schwindel es der Zeitungswelt nicht genug anpreiſen können, daß er mit ſeltener Ausdauer die ſich ſelbſt geſtellte Aufgabe gelöst habe: ein wohlhabendes, chriſtliches Volk zu beherrſchen. Nichts als hohle Phraſen; politiſche Windbeuteleien, gegen welche das bitterſte Elend von hunderttauſenden Badenſern um Rache zum Himmel ſchreit!.... Herrſchſucht war der Grundzug ſeines Charakters und wir haben geſehen, zu welch' abſcheulichen Plänen ihn dieſelbe hintrieb.

Blicken wir jedoch, ehe wir den Faden unſerer eigentlichen Geſchichte wieder aufnehmen, zuvörderſt noch einmal zurück auf die ganze Reihe von Todesfällen,

welche voran gehen mußten, um ihm den Weg zu öffnen, ſo finden wir a) einen älteſten Bruder Karl Ludwig, der bei Arboga den Hals brach; b) einen zweiten älteren Bruder, den Markgrafen Friedrich, der an den Folgen eines „heftigen Nervenſchlages,“ kurz vor Erledigung des Thrones einen ſchnellen Tod fand; c) einen Neffen, der im zwei und dreißigſten Lebensjahre an Entkräftung dahinſchied; ſowie endlich d) vorher noch zwei junge, geſunde Prinzen, die, während ihre drei Schweſtern am Leben blieben und kräftig emporwuchſen angeblich in der Kindheit dahinſtarben oder reſp. verſchwanden, von denen aber der älteſte, d. i. der eigentliche Thronerbe, in der That noch am Leben. Wo? in welchem Winkel der Erde dieſer unglückliche ſeine traurige Exiſtenz friſtete, werden wir jetzt aufhellen.

Noch in jener verhängnißvollen Nacht empfing eine arme Bauersfrau (deren Namen uns der erwähnte penſionirte Major v. Hennenhofer ins Gedächtniß zurückrufen wird) in der Nähe von Karlsruhe das unglückliche Kind durch die Vermittelung der Reichsgräfin und der beiden Kammerdiener Gerhardt und Sauerbeck. Es wurde ihr mit der Erklärung übergeben, daß es das uneheliche Kind irgend einer Perſon oder Dame von Hofe ſei; daß man auf ihre Verſchwiegenheit rechne; ihr von Zeit zu Zeit Unterſtützungen zufließen laſſen und ſpäterhin den Knaben perſönlich abholen wolle. Nichts war übrigens auch leichter und natürlicher, als eine verheimlichte Schwangerſchaft in jener bewegten napoleoniſchen Epoche (1812); man konnte daher ohne viel Mühe die Sache ſo pfiffig einleiten, daß das einfältige Bauernweib, deren kärglicher Sorge der geſtohlene, und wie Viele wiſſen wollten, gegen ihr eigenes neugeborenes Kind vertauſchte Kronprinz anvertraut ward, auch nicht das Geringſte von der hohen Herkunft ihres unglücklichen Milchkindes ahnte. Dabei er-

Digitized by Google

theilte man ihr oberflächlich die Verſicherung, daß man aus Rückſicht für die eigentliche Mutter des Kindes, auch ſpäterhin für das Letztere ſorgen und ihr eine lebenslängliche Unterſtützung zu bewilligen nicht abgeneigt ſein werde. Am angelegentlichſten wurde ihr jedoch die Weiſung ertheilt, dem Kinde keinerlei Belehrung beizubringen, und denjenigen Perſonen, die etwa Neugierde wegen des Kindes Herkunft verrathen ſollten, nur ganz kurz zu erwidern, daß es das zurückgelaſſene Kind eines Militärs ſei und ſie weiter nichts von dem Vater deſſelben wiſſe. Dergleichen Fälle klingen ſehr einfach, eine Straßburger Hebamme könnte noch einen ähnlichen Beitrag dazu liefern; ſie erweckten namentlich in der damaligen Zeit wenig Zweifel, und Niemand im Dorfe kümmerte ſich daher um die Sache näher.

Dergeſtalt blieb das Kind etwa bis in das vierte Jahr ſeines Lebens (bis 1816) bei dem erwähnten Bauernweibe in der Nähe von Karlsruhe. Inmittelſt wurden die Zeiten ruhiger; Karl kehrte wieder Erwarten der Verſchworenen, lebendig aus Wien zurück, und ein zweiter Prinz ward, wie wir geſehen, geboren. Jetzt handelte es ſich alſo zuvörderſt darum, den Erſteren aus der verrätheriſchen Atmoſphäre des Hofes zu ſchaffen; zumal ſich durch den immer geſteigerten Verdacht Karls, welcher von Tag zu Tag augenſcheinlich immermehr von der Exiſtenz ſeines Sohnes in der Nähe von Karlsruhe überzeugt wurde: ſchwere Gewitterwolken über den Häuptern der Reichsgräfin und Ludwigs zuſammenzogen, die ſich, wie wir geſehen, in verbannenden Blitzſtrahlen furchtbar entluden. Deßhalb mußten vor allen Dingen für die Beſeitigung jeder Möglichkeit einer Entdeckung des Wurmes geſorgt werden. Man machte verſchiedene Pläne und überlegte lang; bald wollte man den Prinzen vergiften, bald ihn der Bauersfrau ohne Weiteres abnehmen und ihn irgend

einem Tyrell *) oder Alexis Orloff **) überliefern; ein gewiſſer Dritter hegte ſogar noch einen fürchterlicheren Plan, doch ſiegte endlich die Furcht Ludwigs vor offenbarem Morde, und es wurde zur Ausführung des urſprünglich gefaßten Planes geſchritten. Dieſer ebenſo barmherzige als ſichere Plan beſtand darin, den Knaben zuvörderſt in einer abgelegenen Gegend, wo möglich am äußerſten Ende des Oberlandes, zu verbergen, und das Weitere über ihn demnächſt zu beſchließen. — Mit Vorſicht ging man zu Werke. Ein Mann, deſſen Signalement ſich ſpäter von ſelbſt erklärt, brachte fünf Tage darauf (im Frühjahr 1816) den Knaben aus jenem Dorfe in der Nähe von Karlsruhe nach Hochſal, im Oberamte Waldshut.

Dieſer Böſewicht und reſp. Ehegatte des Bauernweibs, deren Verſchwiegenheit die Reichsgräfin durch Sauerbeck theuer erkaufte war aber ein abergläubiger ſüddeutſcher Katholik: dieſer Umſtand ſollte zur künftigen Entdeckung führen! Die Reue packte nemlich dieſen Menſchen beim Gewiſſen, und in einem Anfalle von Melancholie, die ſchon manchen Verbrecher zum Selbſtmorde oder Altare hinpeitſchte, nahm er ſeine Zuflucht zum Beichtſtuhle. Wenn Gregor VII. in jenem Augenblicke von ſeiner Himmelsburg auf dieſen reuigen Sünder herabſah, ſo mußte er ſich abermals von der Wichtigkeit ſeiner Einführung der „Ohrenbeichte“ überzeugen: in jener Beichte lag das ganze Geheimniß der badenſchen Thronfolge. Der anhörende Beichtvater hieß — Diez!!!

Für die pſychologiſche Auffaſſung unſerer Geſchichte wäre es vom höchſten Intereſſe, genau zu erfahren:

*) Tyrell; bekanntlich einer der Mörder der Söhne Eduards.

**) Alex. Orloff (der Genarbte) und Teploff, beide niederer Herkunft, waren die Meuchelmörder des Czaren Peter III; auf dem Gute Mopſa, zugehörig dem Hetmann Razumoffsky.

welche Schritte Diez unmittelbar nach der im Beichtſtuhle empfangenen Offenbarung that? Ob es nicht erſt einige Zeit ſpäter, bei Gelegenheit einer Bauernhochzeit im Lauffenburger Kreiſe war, daß er ſeinem Spießgeſellen und ſogenannten Amtsbruder Engeſſer die dießfällige Mittheilung machte und ſeinen gegründeten Verdacht einer hiebei verſteckten entſetzlichen Erbſchleicherei ausſprach? Welche Schritte Engeſſer ſofort bei der betreffenden Bauernfamilie that? Wie dieſe ihn durch Beweiſe auf die landesväterliche Herkunft des angeblichen Findelkindes brachte und warum es der abgefeimte Prieſter vorzog, zuerſt dem Biſchof Demeter, dann Ludwigen, und gar nicht dem regierenden Großherzog Karl, als bekanntlichem Vater, Bericht abzuſtatten? In dieſen Umwegen liegt ein Kniff, der gewiß nicht zu den dümmſten Berechnungen jenes ſüddeutſchen Schülers Loyola's gezählt werden darf. Wandte ſich Engeſſer direkt oder durch Demeter an Ludwig. Soviel iſt ſicher, daß dem regierenden Großherzog Karl nur Ohrenbläſereien zukamen und er alle hierauf Bezug habenden anonymen Zettelträgereien von nähern Angaben und Beweismitteln ſo entblößt und ſo undenkbar möglich hielt, daß er an dieſem ſtinkenden Pech ſeine Hände nicht beſudeln wollte. Oder durfte er aus den weiter oben angeführten, meiſt diplomatiſchen Gründen abſichtlich nicht amtlich einſchreiten, um nicht auf bloßes „Pfaffengeſchwätz“ hin die Augen von Europa auf ein ſo ſchwarzes Ereigniß zu lenken — die Vorausſetzung nicht zur Gewißheit machen wollte; oder ob er vor der Ueberzeugung vom Leben ſeines Sohnes, und der gerichtlichen Verordnung eines Beiſpiels unerhört eklatanter Rache zurückbebte? Das Alles nehmen wir uns vor, einſt ausführlicher zu beſprechen. Die Verbannung Ludwigs auf deſſen Güter war der ſprechendſte Beweis ſeiner politiſchen Ohnmacht. Uebrigens bekam Ludwig ja frühzeitig genug Wind; es

gelang ihm und der Reichsgräfin, die weitern Schritte der beiden ſchwarzwälder Pfaffen zu hintertreiben; der reuige Bauer verſtummte; Diez wurde durch Engeſſer beſchwichtigt und der unglückliche Knabe aus den Händen ſeiner bisherigen Pflegeeltern in den Pfarrhof zu Hochſal gebracht!!! — — —

In einen Pfarrhof! Die Folter in die Wohnung des Friedens; den Schmerz und die Qual an die Stelle des Troſtes und der Liebe! O gekreuzigter Nazaräer, könnteſt du in die Wohnungen deiner heutigen Jünger, in unſere Pfarrhäuſer blicken, wie würde ſich dein Auge mit dem Feuer des Zornes füllen! Verdiente dieſes Schandhaus nicht um dieſer verruchten That willen dem Erdboden gleich gemacht und ſein Schutt von den Winden in allen Richtungen verweht zu werden? Ein Kind in das Untergeſchoß eines Pfarrhauſes!... Ach, wie lange werden die Pfarrhäuſer noch Wohnſitze ſolcher Laſter ſein; wie lange wird das Cölibat und die Geiſtesſklaverei noch der Natur und dem geſunden Menſchenverſtande trotzen? Wie lange werden die Armen noch ihren beſten Schinken, ihr ſchönſtes Huhn dem geiſtlichen Verdummer opfern? Wie lange werden dieſe apoſtoliſch ſich nennenden Geiſtesbenker der Menſchheit hoffnungsvollſte Blüthen brechen, indem ſie die Erziehung unſerer Söhne und Töchter abſichtlich verpfuſchen?.... Fluch, millionfacher Fluch über ſolche Giftpilze des menſchlichen Geiſtes, die im Widerſpruche mit ihren eigenen ſogenannten göttlichen Lehren gerade da am beſten gedeihen, wo ſie das treiben dürfen, was ſie bei Todesſtrafe Andern verbieten! Ha, könnte man nicht den Verſtand darüber verlieren, oder mindeſtens an der Möglichkeit jeder höhern ewigen Gerechtigkeit mit Recht verzweifeln, wenn man an die Geſchichte dieſes Pfarrhofes denkt, der noch obendrein in einer der gebildetſten und bekannteſten Gegenden der Erde liegt und noch jetzt in Ueppigkeit und

Fülle von Diez's Nachfolger, dem Pfaffen Eſchbach, bewohnt wird?

Wie tief muß das Gemüth eines Mannes geſunken ſein, der einer ſolchen Henkerei fähig! Man könnte dieſelbe faſt eine moraliſche Unmöglichkeit nennen, wies nicht die Zeitungspreſſe an jedem Tage ein Dutzend Fälle nach, welche die Haare ſträuben machen und wo möglich auf noch abſcheulichere Verdorbenheit ſchließen laßen. So lange Geld und Privateigenthum, d. h. Arm und Reich, Arbeiter und Faullenzer nicht abgeſchafft ſind, wird man auch für die empörendſte, ſcheußlichſte Handlung einen käuflichen Demeter, Engeſſer und Diez finden. Hunger und Geld ſind ja die Todtfeinde der Ehrlichkeit; ſie vertilgen alle Sitte. Bei dem Pfaffen tritt aber noch außer dem Eigennutz ein anderes Laſter als Hebel ſeiner Handlungen, nemlich die Lehre. In Folge der einem Prieſter von Kindsbeinen an eingebläuten unſinnigen Lehren glaubt er ſpäter noch obendrein ein gutes Werk zu thun, wenn er einer Schurkerei oder Intrigue die Hand bietet, die im Hintergrund doch nur die Unterjochung und Sklaverei der Völker zum Zweck hat. Die Pfaffen ſind daher, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, die Hauptſtütze der ausbeutenden Minderheit (der Tyrannei) und es iſt auffallend, daß ſie ihre falſche Stellung nicht endlich einſehen und wieder eben ſo volksthümlich auftreten wie in den erſten Jahrhunderten. Sie könnten dem Wohle der Menſchheit aller Völker hierdurch ungeheure Dienſte leiſten. — Doch dazu gehört Verſtand und Aufopferung, zwei Artikel, wodurch ſich unſere heutigen Bauchpfaffen weſentlich von den erſten chriſtlichen Gleichheitspredigern unterſcheiden. Auch muß ein Arzt ſelbſt erſt die Heilmittel kennen, die er verſchreibt, ſonſt wird er zu einem obrigkeitlichen Vergifter an ſeinen Kranken. Die Geiſtlichen müßten alſo zunächſt nicht mehr gegen die Aufklärung (Philoſophie) ankämpfen, ſondern ihre Arznei aus

dieſen friſcheren Kräutern bereiten, d. h. ſich ſelbſt erſt aufklären.

Daß unſer gewonnener Dorfpfarrer Diez auf ſeinen evangeliſtiſchen Abwegen jedoch erſt durch die Gewohnheit zum vollendeten Böſewicht geſtempelt wurde, geht aus folgender Handlung hervor:

In einem Anfalle moraliſchen Katzenjammers ſchrieb er wenige Monate nach Einkerkerung des vierjährigen Knaben in dem Pfarrhofe zu Hochſal, auf ein Stück Papier mit entſtellter Handſchrift die Worte:

„Cuicunque, qui hanc epistolam inveniet: Sum captivus in carcere apud Lauffenburg juxta Rheni flumen: meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille, qui nunc solio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum.“

S. Hanes Sprancio.

Das heißt:

„An den, welcher dieſen Brief findet: Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg neben dem Rhein; mein unterirdiſcher Kerker iſt Dem unbekannt, der gegenwärtig auf meinem Throne ſitzt. Mehr kann ich nicht ſchreiben, da ich ſtreng und grauſam bewacht werde.“

Dieſen Zettel wickelte der von Gewiſſensbiſſen und Mitleiden gequälte Dorfpfaffe ſorgfältig zuſammen, ſteckte ihn in eine leere Flaſche, pfropfte dieſelbe waſſerdicht zu, und warf ſie in der Ausſicht auf die Möglichkeit einer Entdeckung — hinab in den Fluß (Rhein), der das fruchtbare Thal zwiſchen dem ſüdlichen Rücken des Schwarzwaldes und den ſchweizeriſchen Vorgebirgen beſpült und worin Hochſal romantiſch gelegen iſt. Der Zufall, das Schickſal, das Fatum, der allgemeine Weltgeiſt, Gott, oder wie man ſonſt die Alles regierende Vorſehung nennen möge: wollte auch wirklich, daß dieſer Verſuch durch eines jener unſcheinbaren Ereigniſſe, nach deren Zuſammenhang wir uns im gewöhnlichen Leben

vom Profeſſor bis zum Schuſter oft vergebens umſehen, nicht ganz unentdeckt bleibe. Ein Schiffer aus Großkemps, deſſen Namen gewiß leicht zu erfahren, fand nemlich am 23. Oktober 1816 dieſe auf dem Rheine ſchwimmende Flaſche mit dem lateiniſchen Zettel, worauf wenige Wochen ſpäter dieſes Ereigniß in Paris vielfältig beſprochen und von dort aus, der Berliner Voß'ſchen Zeitung mitgetheilt wurde, die es in ihrer Nro. 138 (Jahrgang 1816) am 16. November ejsd. zur öffentlichen Kenntniß brachte. Es wird leicht ſein, ſich die betreffende Nummer dieſer löſchpapiernen, heute noch beſtehenden königl. preußiſchen *privilegirten* Zeitſchrift zur Einſicht zu verſchaffen; übrigens machte auch bereits im Jahr 1834 ein gewiſſer Herr *Cuno*, königl. preußiſcher Oekonomierath zu Ratibor in Schleſien, die Magdeburger Zeitung auf dieſes merkwürdige Aktenſtück aufmerkſam, und auch das Frankfurter Journal brachte unterm 24. Februar 1834 denſelben Artikel. Herr Cuno, dem wahrſcheinlich aus Langeweile, oder in Folge ſeines guten Gedächtniſſes, der erwähnte Artikel in der Berliner Voß'ſchen Zeitung vom Jahr 1816 bei Gelegenheit der Kaſpar Hauſerſchen Ermordung eingefallen ſein mochte, theilte ſeine Entdeckung auch unverzüglich dem Appellationsgerichtspräſidenten Feuerbach in Ansbach mit, damit derſelbe als Chef der von Baiern niedergeſetzten Kommiſſion zur Unterſuchung des an Kaſpar Hauſer verübten Verbrechens vielleicht den nöthigen Gebrauch von dieſer ſonderbaren Mittheilung machen könne. Allein Feuerbach ſtarb bekanntlich plötzlich und weder im Jahre 1834, noch vielweniger im Jahre 1816, leitete dieſes Ereigniß auf die rechte Spur; hier und da knüpfte man wohl mancherlei Betrachtungen an dieſen merkwürdigen Zettel; die Einen meinten ſehr richtig, er ſei, ſeiner Latinität nach zu urtheilen, höchſtwahrſcheinlich von einem Dorfgeiſtlichen geſchrieben; Andere waren der Anſicht, daß

die Flaſche unſtreitig aus dem Fenſter eines Gefängniſſes am Rhein direkt in den Fluß geworfen worden ſein müſſe, worauf auch das „juxta Rheni“ zu deuten ſcheine; wieder Andere, ein wenig Blödſichtigere, zerbrachen ſich den Kopf: wer wohl dieſer eingekerkerte Kronprätendent ſein könne? wobei ſie an den Fingern alle die an den Rhein grenzenden monarchiſchen Staaten und in ihrer Dummheit auch die republikaniſche Schweiz herabzählten. Nur in einigen engeren Zirkeln von Karlsruhe flüſterten ſich Unterrichtete die ſonderbarſten Gerüchte ins Ohr, und, hätte man nur einigermaßen Muth oder frappantere Beweiſe im Sacke gehabt, ſo wäre ſchon damals die vox populi unſeren Verbündeten ſehr gefährlich geworden. Allein, man ſchwieg lieber, als in das Zuchthaus zu ſpazieren und erſt im Febr. 1834 ſprach Joſeph Heinrich Garnier — vulgo Raſtadter Ravaillac genannt — energiſch das aus, was Hunderte vor ihm bereits dachten. Im Jahre 1816 gab es aber weder einen Garnier, noch einen Schiller, der dem Großherzoge Karl ſeinen Oheim Ludwig als einen zweiten Franz Moor geſchildert und ihm auf dem Sterbebette ſein Kind mit den verkrüppelten Gliedern im Hungerthurme zu Hochſal gezeigt hätte.

Mit einem Hauptumſtande wollen wir vorläufig hier unſere ſcheinbar aſſertoriſch hingeworfene Erzählung unterſtützen. Nach Ausweis der oberamtsräthlichen Akten von Waldshut und Lauffenburg, ſo wie der Todtenregiſter des Kirchſprengels Hochſal, verſchwand nemlich um dieſe Zeit (1816) plötzlich ein finſterer, ſtörriſcher, jähzorniger Mann, wegen ſeines Charakters deßhalb auch der Italiener oder der lange Görgi im ſchwarzwälder Dialekt genannt. Bald darauf zog man wirklich in der Gegend von Lauffenburg aus dem Rheine einen männlichen Leichnam, und alle Welt erkannte deſſen Identität mit dem „Vermißten“ aus jenem Dorfe. Dergleichen

Gerüchte ſterben indeß leicht ab; vergebens würde man jetzt vielleicht die tabellariſchen Ueberſichten jener Oberämter von 1816 nachſchlagen, oder offiziell einſchreiten; doch verſichern wir aus guter Quelle, daß es ſchon damals Perſonen im Oberlande, z. B. in Beuggen gab, die ſehr wohl wußten, wer jenen Zettel geſchrieben und wem Engeſſer eine ſo glänzende Laufbahn zu verdanken habe. Aber dieſe Perſonen hatten Furcht vor dem Zuchthauſe. —

Kurz, obiger ſonderbare Rettungsverſuch Diez's hatte für den unglücklichen Kronprinzen keine andere Wirkung, als daß Engeſſer in mehreren ſehr gemeſſenen Briefen an Diez die Sicherheitsmaßregeln wegen des Eingekerkerten nur noch verſchärfte. Unerklärlich bleibt es hiebei, daß die Gemahlin des Großherzogs Karl, unter deſſen Regierungszeit dieſer Rettungsverſuch vorfiel und von der man ſogar ſagt, daß ſie von dem Diez'ſchen Briefwechſel mit Engeſſer gewußt, dennoch keine nähere, wenn auch heimliche Unterſuchung gegen dieſe beiden Pfaffen anſtellte. Indeſſen haben wir bereits oben die dießfälligen Gegengründe angeführt, Gründe, die freilich nur einen Gatten, wie der ſchwache Karl es war, zum Schweigen beſtimmen konnten. Ungeachtet daher Stephanie ihn unaufhörlich zu ſtrengerer Nachforſchung antrieb, geſchah nichts in der Sache; doch war es beſonders von ihrer Seite her, daß ſich auf das Bekanntwerden der Diez-Engeſſerſchen Entdeckung die Verbannung Ludwigs motivirte. Allein der ſchwache, ausgemergelte, durch und durch ausgezehrte Karl ſchien, von tauſend diplomatiſchen Ränken umſtrickt, die Ueberzeugung von der Exiſtenz ſeines älteſten, der fürſtlichen Laufbahn entrückten Sohnes lieber mit in das Grab zu nehmen, als ihm den Hermelin wieder zu verſchaffen und energiſch dreinzuſchlagen. Deſto aufmerkſamer war man nach ſeinem Tode auf ſeine junge Wittwe, die Groß-

herzogin Stephanie, die ihre Reſidenz nach Mannheim verlegte. Sie wurde von den verſchwiegenſten Perſonen umgeben und Alles gethan, um jeder möglichen Ausplauderei vorzubeugen. Dennoch konnte man es nicht hindern, daß man im Publikum viel davon ſprach: die verwittwete Großherzogin hege fortwährend die dunkelſten Ahnungen von der räuberiſchen Entführung ihres älteſten Sohnes und beabſichtige ſogar ernſthafte Schritte zu ſeiner Entdeckung. So z. B. beging eine ihrer Kammerfrauen die Unvorſichtigkeit, eines Tages in öffentlicher Geſellſchaft bei der Gräfin Bodmer einer ihrer Freundinnen zu erzählen, daß ſie am Abende vorher, während ſie im Nebenzimmer der Großherzogin bis ſpät in die Nacht noch geleſen: die Letztere mit wehmüthig klagendem Tone ausrufen gehört: „.....Ja, Du biſt es, geliebter Schatten; es iſt dein liebes Geſicht, Deine niedliche Geſtalt. Willſt Du Dich mir noch einmal zeigen, weil Dich Deine Mutter nicht mehr geſehen hat, ehe ſie Dich in die kalte Gruft legten?... Wie!“ habe ſie darauf mit einer Stimme geſchrieen, die der im Nebenzimmer horchenden Kammerdame durch Mark und Bein fuhr, „Du biſt nicht todt? Du lebſt? Wo haben ſie Dich hingebracht? Wer hat Dich geraubet?.... Der!.... Der alſo war es.... o! Ludwig, Ludwig! Alſo darum vermeidet er meinen Anblick, darum flieht er meine Gegenwart — der Räuber!“

Die Leute vom Hofe ſchrieben dieſen troſtloſen Kummer der Großherzogin wohlweislich nur dem durch ſo viele harte und raſch hintereinanderfolgende Schickſalsſchläge angegriffenen Nervenſyſteme der Fürſtin zu, und nannten es kurzweg abergläubiſche Träumereien, Viſionen, Produkte einer erhitzten Phantaſie u. ſ. w. Allein bei der ſo anerkannt geiſtreichen und mit hellem Verſtand begabten Frau, wie Stephanie, fanden dieſe hofmänniſchen Auslegungen im Publikum wenig Anklang und als

ſich dergleichen ſogenannte Paroxismen von Zeit zu Zeit immer wiederholten und oft noch direkter ausfielen, ſo ſah ſich der dadurch bloßgeſtellte Großherzog Ludwig alsbald genöthigt, für weniger plauderhafte Umgebungen zu ſorgen. Selbſt noch in den zwanziger Jahren beabſichtigte Stephanie eine Unterſuchung der Familiengruft zu Pforzheim, was jedoch von den ſie fortwährend umgebenden Spionen bei Zeiten verrathen und von Ludwig geſchickt hintertrieben wurde. Am meiſten Verdacht ablenkend und die Aufmerkſamkeit des Publikums täuſchend war jedoch das Benehmen Ludwigs gegen den Thronfolger Leopold, für den er im Grunde doch alle dieſe grauſamen Opfer gebracht hatte. Er und ſeine Geſchwiſter waren ja die Haupturſache zur Handlungsweiſe der Reichsgräfin. Ludwig ſchien Leopolden, namentlich in der letzteren Zeit, durchaus nicht gewogen und vermied ihn auf alle nur mögliche Weiſe; allein der Fall iſt ſehr häufig, daß der regierende Vater ſeinen Nachfolger nicht mag, weil dieſer ihm gewiſſermaßen auf's Ende wartet und jeden Tag gegen ſein langes Leben betet. Oder, war in Leopolds ausdruckloſem Geſicht für ihn vielleicht eine Reihe von Verbrechen gegraben, vor denen ſein Haar ſich ſträubte, ſein Blut zu Eis gerann? Ob der alte Sünder wirklich Gewiſſensbiſſe gefühlt, darüber könnte uns freilich nur ſeine nächſte und intimſte Umgebung die zuverläſſigſten Beweiſe liefern; betrachten wir daher Behufs der Abwickelung unſeres Drama's dieſe Umgebung ein wenig näher.

VI.

Unter den Günſtlingen und reſp. Werkzeugen Ludwigs zur Erreichung ſeiner Zwecke in Bezug auf den Kronprinzen, ſtellen wir den erwähnten Engeſſer oben an. Er war es, dem ſein Pfaffengeſelle Diez zuerſt auf die Spur der gebeichteten Erbſchleicherei half, die er ſogleich eigennützig ausbeutete. Er war es, der den Knaben im Pfarrhof einkerkerte und er war es, der durch den Diöceſan-Biſchof Demeter die Haupttriebfeder der Ludwigſchen Bewegungen wurde. Wir kennen die Wirkungen und Vortheile, die ihm dieſes Staats-Geheimniß einbrachte; ſahen ferner, daß er von dieſem Augenblicke an der Mäckler des unglücklichen Kindes wurde, und können unſere Skrupel nur darauf beſchränken: ob Diez ohne ſein Wiſſen jenen verhängnißvollen Zettel in den Rhein warf? Gut unterrichtete Perſonen behaupten das Letztere, da Diez viel magerer als Engeſſer abgeſpeist wurde, indem er nur zum Lohne ſeiner Hundsfötterei die fette Pfründe von Hochſal, im Oberamte Waldshut, und das Amt des Kerkermeiſters erhielt. Laſſen wir indeß dieſe Differenz vorläufig dahingeſtellt, wir kommen

ohnedieß ſpäterhin darauf zurück und ſkizziren wir zuvörderſt den Engeſſer.

Engeſſers perſönliche Erſcheinung hat durchaus nichts Anziehendes; ſein Körper gehört zu denjenigen von der Natur eben nicht ſehr begünſtigten Geſtalten, die, ſähe ſie das Volk ohne Meßkittel und Vorurtheil, keineswegs einen ehrfurchtweckenden Eindruck bei ihm machen würde. Den Kopf ſtets vorwärts geneigt, verrathen ein großer Mund und ein Paar ſich von Zeit zu Zeit katzenähnlich hervorſtehlende Augen ſeine echt jeſuitiſche Natur — ſeine lichtſcheue Seele. Will man ein genaueres Bild von ihm haben, ſo muß man die Bauern im oberen Schwarzwalde, ſeine ehemaligen Kirchkinder, hören oder die über ihn erſchienenen Artikel in mehreren oberrheiniſchen Zeitungsblättern noch einmal durchleſen.

Simpler Dorfpfarrer, wie wir geſehen, machte er durch Vermittlung Demeters ſogleich nach der Thronbeſteigung Ludwigs eine unerhört ſchnelle Carriere und erhielt in den letzten Lebensjahren Ludwigs den unbeſchränkteſten Einfluß auf dieſen alten Sünder. In wenig mehr als Jahresfriſt ſtieg der ausſchweifende, aber ebenſo bigotte als unwiſſende Pfaffe bis zum Direktor eines Miniſteriums! Im Grunde war Engeſſer aber erſter Miniſter, deſſem Winke ſich Alles beugte. Außerdem beſchenkte ihn der Großherzog, der ſonſt eben nicht ſehr freigebig war, reichlich mit Häuſern und Geld. Wie viele und mancherlei Deutungen man in Karlsruhe an dieſe fabelhafte Annäherung knüpfte, kann ſich der Leſer leicht denken. Für uns iſt ſie kein Wunder. Ob aber der proteſtantiſche, in Sünden ergraute Fürſt das Bedürfniß wirklich gefühlt, — dem katholiſchen Pfaffen zu beichten? Engeſſer war trotz ſeiner Dummheit, Jeſuit genug, das Gewiſſen ſeines Herrn mit ſalbungsvollen Troſtſprüchen, woran der Katholizismus beſonders reich iſt, ſo lange

zu hetzen, bis er alle ſeine Zwecke erreicht hatte. Und wie vielerlei Zwecke haben die Pfaffen! Der Prieſter wußte, kannte, fühlte alle Bedürfniſſe ſeines Herrn; hatte immer gute Rathſchläge bei der Hand und verſtand ſeine Rolle auch nach dem Tode des Großherzogs Ludwig ſo vortrefflich zu ſpielen, daß er ungeachtet einer ihm drohenden Kriminalunterſuchung jetzt noch als reicher Mann in Hülle und Fülle ſeine Tage zubringt. — So viel von dieſem Engeſſer.

Ein anderes Inſtrument Ludwigs zur Erreichung ſeiner nichtswürdigen Intrigue, namentlich in früherer Zeit, war der Gardeoberſt von Geyſau; derſelbe führte ſtets ein höchſt ärgerliches Leben, machte betrügeriſche Schulden, unterſchlug ſogar im Einverſtändniß mit dem Finanzminiſter Sensburg Einſtandsgelder der Kriegskaſſe, wofür dann erſt unter dem gegenwärtigen Großherzog Leopold ein armer Teufel, Namens Bernauer, welcher den beiden Herren als Schreiber gedient, zwei volle Jahre im Unterſuchungsarreſt herumgeſchleppt wurde. Ludwig war aber zu klug und ein viel zu eifriger Beobachter ſelbſt der geringſten Stadtklatſchereien, als daß ihm die Liederlichkeit ſeines Gardeoberſten, die überdieß ſelbſt die Kinder auf der Straße ſo genau kannten, daß ſie mit Fingern auf ihn zeigten: hätten entgehen können; trotzdem ſagte er ihm nie ein böſes Wort — zog er ihn nie zur Verantwortung. Wir kennen gegenwärtig den Kitt dieſer bis an den Tod Ludwigs ausdauernden Verbindung, denn eben dieſer Geyſau gehörte zu den Chefs jener Geſellſchaft von Wüſtlingen, die ein Netz um den Erbgroßherzog Karl ſtrickten, ihm Dirnen zuführten, die ihm Krankheiten mitbrachten, und Becher füllten, die ihm auch noch die letzten Kräfte verzehrten. Der Neffe Karl zahlte dieſe Genüſſe auch wirklich mit ſeinem Leben.

Ein anderer Günſtling, an deſſen gemeinen und rohen Sitten Ludwig bei ſeinen Saturnalien ein ganz

beſonderes Wohlgefallen hatte, war der Gartendirektor Zeyher. Unter ihm fielen die größten Skandale vor, und um unſeren Leſern nur einigermaßen einen Begriff von der wahrhaft alexandriniſchen Sittenloſigkeit des badenſchen Hofes zur Zeit Ludwigs zu geben, möge hier folgendes Gemälde Plaz finden, deſſen Wahrheit wir verbürgen troz des romantiſchen Gewandes und einzelner Namensverſtümmlungen, deren ſich der urſprüngliche Verfaſſer bedienen zu müſſen glaubte:

Sittengemälde des großherzoglich badiſchen Hofes von Karlsruhe.

.... Gegen die Mitte des Jahres 182* ſpazirte der Kammerjunker von Dangelmann, ein Liedchen trillernd, im Schloßgarten auf und ab. Wer ihn hier in ſeiner wohlfriſirten Ungezwungenheit ſah, ohne ihn zu kennen, hätten darauf geſchworen, daß es der argloſeſte Menſch von der Welt ſei. Ein Mann, deſſen Ausſehen ihn als einen fünfziger bezeichnete, kam ihm entgegen; lezterer war von mittlerer Größe und hager; ſein Gang leiſe und ſchleichend, die Stellung etwas gebükt, das Geſicht ſtets freundlich lächelnd; er trug einen blauen Frack, kurze Hoſen und ſeidene Strümpfe. Als er ſich dem Kammerjunker näherte, grüßte er in vertraulicher Weiſe, zog den Hut ziemlich nachläſſig, bückte ſich aber dennoch ziemlich tief, mehr wie es ſchien aus Gewohnheit, als aus Ehrerbietung. Der Kammerjunker erwiederte den Gruß mit jener Vertraulichkeit eines Vornehmern,

der ſich nichts von ſeinem Range vergeben will, den aber doch die Verhältniſſe zu einer gewiſſen Kameradſchaflichkeit mit einem auf geringerer Stufe der geſellſchaftlichen Rangleiter Stehenden zwingen. Zugleich reichte er dem Kommenden die Hand und ſagte:

— Guten Morgen, lieber Sauerbeck, was macht Ihre Durchlauchtigſte Königliche Hoheit?

— Hm! Sie wiſſen ja, wie es iſt; ſie treibt ihr Handwerk, erwiederte Hr. Sebaſtian Sauerbeck, welcher, wie weiter oben erwähnt, der erſte Kammerdiener des Großherzogs Ludwigs von Baden war.

— Schon wieder die hochfürſtliche Langeweile! verſetzte der Kammerjunker ſcherzhaft. Das wird ja immer ärger, je mehr das Alter kommt. Iſt ihm denn die Neue ſchon wieder entleidet? Es iſt doch erſt vierzehn Tage her.

— Mein Gott! ſie iſt dumm, wie ein Vieh, und weil ſie mit dem alten Herrn unter der Decke ſpielt, glaubt ſie übermüthig und anmaßend ſein zu dürfen. Ihr Vater, der alte Stallknecht, nimmt ſich jetzt auch mehr heraus, als dem Herrn lieb iſt, und Sie wiſſen ja, daß der „Fürſt“ immer in des Alten Kopfe ſpuckt, wenn er auch noch ſo gemein und brüderlich iſt. Da hat es dieſen Morgen einen Hauptſpaß gegeben, über den ich mich halb krank lachen mußte. Denken Sie nur, der Hochmuthsnarr, der Dießbach, der ſein Oberſtallmeiſteramt für den erſten und wichtigſten Poſten in der Welt hält, beſichtigte heute, wie er von Zeit zu Zeit pflegt, in eigener Perſon die hochfürſtlichen Ställe. Der Kerl iſt dumm wie ein Roß und weiß nie, wieviel Uhr es am Hofe iſt; er findet den Melchior Glöckler, der eine doppelte Portion Wein und Schnaps zu ſich nimmt, ſeit er der Schwiegervater Sr. Königl. Hoheit iſt, betrunken. Stellen Sie ſich vor — einen betrunkenen Stallknecht vor dem Angeſichte des Oberſtallmeiſters! Flüche

und Schimpfwörter regnen über den Unglücklichen herab. Was thut der Verwegene in ſeiner trunkenen Brutalität? Er faßt den Oberſtallmeiſter an der Gurgel und ſchleudert ihn in einen Pferdeſtand. Hierauf flucht er und ſchimpft: „Er kümmere ſich den Teufel um alle Stallmeiſter und er ſchicke ſein Hannchen zu dem Großherrn, um Satisfaktion zu verlangen, und da werde man ſchon ſehen, wie es gehe, und ſeine Tochter gelte bei dem Herrn mehr als der Oberſtallmeiſter ſammt allen ſeinen Stallmeiſtern und Stalljunkern.“ Auf dieſe Reden lacht der ganze Stall dem Oberſtallmeiſter ins Geſicht; der kennt ſich vor Zorn nicht mehr und lauft wie wüthend unmittelbar zu dem Durchlauchtigſten. Sagen Sie, was ſoll nun Se. Königl. Hoheit thun?

— Hm! erwiederte der Kammerjunker lachend; das iſt ein kitzlicher Fall. Was wünſchen denn Sie, daß geſchehe? fügte er hinzu mit einem lauernden Blicke auf den Kammerdiener.

— Mein Gott! verſetzte dieſer in erheuchelter Beſcheidenheit, ich bin nur ein geringer Diener am Hofe, der in ſolchen Dingen keine Stimme hat.

— Bah! lachte der Kammerjunker, gegen mich brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen, wir kennen uns; und wenn Sie die Wahrheit hören wollen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich Sie für den Anſtifter der ganzen ſauberen Geſchichte halte.

— Ei! Ei! Wo denken Sie hin, proteſtirte Herr Sauerbeck; wie würde ich mich denn das unterſtehen und welchen Vortheil hätte ich denn davon?

— Lieber Herr, entgegnete der Kammerjunker gelaſſen, Ihre Proteſtationen machen mich nicht irre. Was das Unterſtehen anbelangt, ſo war die Geſchichte mit dem Fräulein v. Ende (nachher geſchiedene Gräfin von Bodmer) viel riskanter; übrigens darf ſich derjenige

Alles unterſtehen, der ſich von einem königlichen Herrn zu Allem brauchen läßt.

— Ei, da gratulire ich Ihnen, ergänzte der Kammerdiener mit einem tiefen Bückling und warf einen bitteren Blick auf den Kammerjunker.

— Und ich Ihnen auch, verſetzte dieſer gelaſſen. Darüber alſo wären wir im Reinen, und den Vortheil betreffend, ein treuer Diener ſeines Herrn, wie Sie ſind, weiß aus Allem Vortheil zu ziehen. Doch weiter, ich weiß Alles: Die geheime Geliebte Sr. Königl. Hoheit iſt übermüthig und ihr Vater, der beſoffene Stallknecht, grob gegen Sie geweſen. Solches kann von einem Hofmann nicht verziehen werden, das Menſch muß alſo fort, dazu iſt ein Skandal erforderlich. Den Oberſtallmeiſter können Sie nicht leiden, weil er mit Verachtung auf Alles herabſieht, was nicht von Adel iſt, der muß alſo Prügel bekommen; dann wird der Stallknecht, der ihn geprügelt, fortgejagt und das Weibsbild erhält ihren Laufpaß, weil der Durchlauchtigſte, der immer durchlauchtig ſein will, jeden Skandal fürchtet.

— Mein Gott! Wie hätte ich denn Alles dieſes bewerkſtelligen können! Ich ſchwöre Ihnen, daß ich mit allen dieſen Perſonen ſeit acht Tagen kein Wort geſprochen habe.

— Lieber, ich bitte mir aus, daß Sie mich für kein Kind halten. Alles das geſchieht durch die dritte Hand, und wenn die Sache zur Sprache kommt, ſo ſteht man ſo rein und unſchuldig da, wie die ſchneeweiße Unſchuld ſelbſt. Aber der Vortheil iſt auch dabei im Spiele. Was tragen ſolche Liebſchaften dem Herrn Sebaſtian Sauerbeck, erſtem Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und Zähringen, ein? Antwort: wenig oder nichts. Eine ſolche Liebſchaft darf alſo niemals lange dauern, ſondern muß dem alten Herrn durch einen Skandal entleidet werden. Dann wendet ſich das

Durchlauchtigſte Herz wieder der höhern Klaſſe zu, wo es mit dem Stall in keine gefährliche Berührung kommt. Sie, theuerſter Herr, werden als Unterhändler gebraucht; das Geſchäft iſt von Belang, und von dem Kaufſchilling der Unſchuld fällt immer ein guter Theil in Ihren Sack. Getroffen?

— Hm! verſetzte lächelnd der Kammerdiener. Ich muß geſtehen, daß Sie in Geſchäften dieſer Art viele Erfahrung haben; aber wir wollen beide einander nicht plagen, ſondern vielmehr darauf denken, wie wir den leeren Platz im Herzen unſers gnädigen Herrn wieder ausfüllen könnten. . . . . Sie haben gewiß ſchon eine liebe, kleine, niedliche Unſchuld in Petto, um ſie auf dem Altar des fürſtlichen Molochs zu opfern?

— Hm! Ja, ich habe bereits darauf geſonnen, aber ich möchte ohne Ihren Rath und Beiſtand in einer ſo wichtigen Sache nichts thun.

— Nur heraus damit, aber ſie muß mir auch gefallen, denn .... wir ſind ja die hochfürſtlichen Vorſchneider . . . . Sie verſtehen mich ſchon.

— Ja, ja, erwiederte der Kammerdiener mit bedeutungsvollem Lächeln, was Sie anbelangt, aber ich bin zu alt, um.... und würde mich auch in keinem Falle unterſtehen . . . . Du mein Gott! das ginge ja wider mein Gewiſſen und den Reſpekt, den ich Sr. Königl. Hoheit ſchuldig bin.

— Nur nicht ſo ſcheinheilig, alter Sünder; man kennt Sie. Alſo den Namen?

— Hm! Hm! Es iſt vor der Hand nur ſo ein Gedanke; es iſt noch nichts geſchehen. als daß ich Sr. Königl. Hoheit die Perſon ſo geſprächsweiſe angerühmt und von ihren guten Eigenſchaften geſprochen habe.

— a, J ja, lachte der Kammerjunker, Sr. Königl. Hoheit halten etwas auf gute, weibliche Eigenſchaften;

doch, wie geſagt, es handelt ſich jezt nur um den Namen der Schönen.

— Sie kennen doch wohl einen gewißen Chriſtian Kamm, welcher Weinhändler iſt......

— Und eine allerliebſte Tochter hat, die Emilie heißt. fiel ihm der Kammerjunker in das Wort. Ja, den kenne ich und das Mädchen auch. Aber wiſſen Sie, Beſter, daß Sie durch dieſe Kuppelei Kopf und Kragen auf's Spiel ſetzen und daß Ihnen ein gewiſſer Karl v. Burniz, der keinen Spaß verſteht, ohne Umſtände den Hals brechen wird, wenn er nur eine Ahnung davon hat, daß Sie ſeine Geliebte an einen gewiſſen Durchlauchtigſten verkuppeln wollen?

— Das macht mir nicht bange; ich pflege immer meinen Hals mit Vorſicht aus der Schlinge zu ziehen. Ich bin ein ehrlicher Mann, der unter der Hand mit dem Weinhändler Kamm Geſchäfte für den Hof macht. Ueber dem Andern hängt ein anſtändiger Schleier, und wer ihn lüften will, wird ſich an den Landesgeſezen die Finger verbrennen, denn es fehlen ihm alle Beweiſe. Dann nimmt man ihn am Kopf und er muß froh ſein, wenn er nach einiger Zeit freigelaſſen wird. So pflegen dieſe Sachen zu gehen, und mein gnädigſter Herr kann einen treuen und brauchbaren Diener nicht fallen laſſen.

— Glück zu denn, und ich wünſche Ihnen, daß Sie ſich nicht irren; aber dieſer Menſch iſt nicht aus dem gewöhnlichen Teige geknettet und ich halte den Liebesnarren für fähig, ſein Leben an eine ſolche Sache zu ſetzen.

— Sie ſehen heute Geſpenſter, wie es ſcheint; aber man lebt nur ein Mal und ſetzt nicht gleich ſein Leben ein. Wenn er ſich vergißt, hat man einen Vorwand, ihn zu packen und an den Ort der Sicherheit zu bringen.

— Recht, und inzwiſchen ſeine Geliebte zur Hure

zu machen; das iſt ſo in der Ordnung. Aber wie ſteht es denn mit den lieben Eltern oder Vormündern der Schönen, ſind Sie mit dieſen auch ſchon im Reinen?

— Sehen Sie, ich komme ſo gleichſam im Stillen überall herum und weiß ſo zu ſagen Alles. Da bin ich nun unterrichtet, daß es mit den Finanzen des alten Kamm nicht am beſten ſteht. Das habe ich nun ſo unter der Hand ein wenig unter die Leute kommen laſſen und ehe vier und zwanzig Stunden vergehen, werden ihm alle ſeine Gläubiger auf dem Halſe ſitzen.

— Charmant, und da wird er in Verzweiflung kommen, ſich nach einem barmherzigen Bruder umſehen, und da werden Sie ihm als helfender Engel erſcheinen und ihm die Ausſicht auf die wohlgefüllten Geldkiſten Sr. Königl. Hoheit eröffnen, und da wird er, um in den Augen der Welt ein ehrlicher Mann zu bleiben, ein heimlicher Schurke werden, und ſein eigenes Kind, ſein Fleiſch und Blut, dem Teufel verkuppeln. Mit Vergnügen ertheile ich meine Genehmigung zu dieſem Handel, denn erſtens wird ein nur ſogenannter ehrlicher Mann zum vollſtändigen Schuft gemacht, was mich immer freut, weil ich jede Halbheit haſſe, und zweitens wird der Tugendheld Burniz geprellt, den ich nicht leiden kann.

— Nicht wahr, die Sache iſt ſo fein angelegt, daß ſie ſelbſt Ihnen Ehre machen würde? fragte der Kammerdiener mit einem ſpöttelnden Blicke auf den Kammerjunker, indem er ihm eine Priſe bot.

— Ja, recht diaboliſch! Ich danke Ihnen für das Kompliment, aber Sie ſind wirklich zu beſcheiden, wenn Sie meine geringen Talente mit den Ihrigen vergleichen oder gar noch höher ſtellen wollen. Doch jetzt zu etwas Ernſterem, fügte er flüſternd hinzu, nachdem er ſich nach allen Seiten vorſichtig umgeſehen. Was haben Sie für Nachrichten von jenem Namenloſen aus dem Oberlande? Will er nicht bald das Zeitliche geſegnen,

damit wir endlich einmal von dieſer Laſt und ewigen Pein erlöst werden?

— Das iſt eine böſe Geſchichte, erwiederte der Gefragte halb leiſe und mit ſchwankender Stimme; er hat ein ſo zähes Leben, wie eine Katze, ſonſt wäre er ſchon lange fertig.

Könnte man da nicht ein wenig nachhelfen? fragte der Kammerjunker mit der Ruhe eines vollendeten Böſewichts, während teufliſches Lächeln ſeine Lippen umzog.

— Iſt bereits geſchehen, was möglich war. Schlechte Wohnung, ſchlechte Kleidung, ſchlechte Nahrung, Mangel an aller Bewegung, aber leider will Alles nichts helfen.

— Ich meine nicht das, ſondern .... erwiederte der Kammerjunker, indem er die Handbewegung des Erdolchens machte.

— Gott ſei mir armem Sünder gnädig, rief der Kammerdiener mit verſtelltem Abſcheu aus. Sie werden mich doch für keinen ſolchen Böſewicht halten, daß ich einen Mord auf mein armes Gewiſſen laden könnte? Zudem iſt ſein Wächter ein römiſch-katholiſcher Geiſtlicher, der ſo ſtreng an den ihm ertheilten Verhaltungsbefehlen hängt, daß er dieß nie zugeben würde.

— Nun dann, ein kleines Pulver thut es auch und der Erſte wie der Zweite käme ohne Geräuſch aus der Welt, ſagte der Kammerjunker mit der größten Ruhe, indem er dem Kammerdiener eine Priſe reichte.

— Gott behüte mich! verſetzte dieſer, indem er die Doſe von ſich abwehrte; ich glaube, Sie haben da ſchon ſo ein kleines Pülverchen darin. Herr, mögen Sie von mir glauben, was Sie wollen, ich bin und bleibe ein Chriſt und würde um aller Welten Schätze willen keine Blutſchuld auf mein Gewiſſen laden. Und mein gnädigſter Herr, mag er übrigens ein armer Sünder ſein, wie wir Alle, würde es ebenſowenig thun. Nein, Herr, das

wird unſer Troſt ſein in unſerer letzten Stunde, daß wir uns ferne gehalten haben von ſolcher Mißethat. Sie ſind ja ein ſchreklicher Menſch, nehmen Sie mir es nicht übel, und es wird mir ganz bange in Ihrer Nähe; aber ſo kommt es, wenn man ein Religionsſpötter und Gotteslängner iſt.

— Jämmerliche Menſchen, dieſe Trödeljuden des Laſters! ſchimpfte der Kammerjunker hoch auf. Weil ſie Kleinhandel damit treiben und es nur Lothweiſe auswägen, glauben ſie ſich dadurch eine Hinterthüre in das Himmelreich offen halten. Jammerſeelen, die ihr ſeid, faſt hätte auch ich Luſt, bei Sr. Hochwürden, dem hl. Biſchof Demeter, Privatſtunden zu nehmen und mich in ſeine „Stunden der Andacht“ zu ſtürzen oder gar tugendhaft zu werden. Ihr Chriſten ſcheut euch nicht, ein Menſchenleben langſam verglimmen zu laſſen, wie ein Licht, dem es an Nahrung fehlt; aber Ihr haltet ſorgfältig den Athem an Euch, um es nicht auszublaſen. Dieſes Ausblaſen wäre eine Blutſchuld, meint Ihr, die Euch der Pfaffe auf dem Todtbette nicht wegbeten könnte und, mit der belaſtet, Ihr vor dem Throne des ewigen Richters erſcheinen müßtet! Blutſchuld! Giebt es aber nicht tauſend Morde, wo kein Blut fließt? Glaubt Ihr denn wirklich an das Hirngeſpinſt von der himmliſchen Exiſtenz eines ewigen Richters, der dieſem Unſinn ruhig zuſehen kann? Und wenn es einen gäbe, würde er dulden, wie Ihr und Millionen andere reiche Praſſer alle arme Mitbrüder von der Stunde ihrer Geburt dem Jammer und Elende ſeit Jahrtauſenden weihen?

— Mein Gott, wie ſind Sie denn nun wieder und was führen Sie für gottesläſterliche Reden! ſagte der Kammerdiener mit gedämpfter Stimme, wobei er ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſah. Wir ſind ja, wenn auch arme Sünder, doch Chriſtenmenſchen, die an dem fünften Gebote halten — und heißt denn das Jemanden

morden, wenn man ihm Obdach, Nahrung und Kleidung reicht?....

Ehe nach der Kammerjunker hierauf antworten konnte, zog der Kammerdiener raſch ſeine Uhr; die Zweige des nahen Gebüſches raſſelten und heranſchallende Tritte verkündeten die Annäherung eines Dritten, der dieſem Geſpräche ein Ende machte.

Digitized by Google

VII.

Ganz wie Daugelmann im Schloßgarten prophezeit, ſtand wenige Tage nach dieſer merkwürdigen Unterredung der erwähnte Weinhändler Chriſtian Kamm nachdenklich in ſeiner Wohnung zu Karlsruhe am Fenſter und blikte erwartungsvoll durch die Scheiben.

— Wo bleibt er denn ſo lange? ſagte er kopfſchüttelnd für ſich hin, und ſeine Blicke ſpähten ungeduldig längs der Straße, die nach dem Schloſſe führt. Er hat mir doch ſo beſtimmt verſprochen, um dieſe Stunde zu kommen. Wenn mir auch dieſe letzte Hilfe fehlt, fuhr er fort und ging haſtig im Zimmer auf und ab, ſo bin ich ein verlorner Mann. Aber um welchen Preis.... Nein, ich glaube doch nicht, daß er ſo ſchlecht ſeie... er ſcheint mir im Grunde doch ein gutmüthiger Mann zu ſein... Aber verdammt, wenn es doch wäre, wenn er ſich nur ſo ſtellte... Was will ich machen, ich muß es darauf wagen... In des Teufels Schlingen bin ich einmal... Ich bin ein angeſehener Bürger, man hält mich für einen reichen Mann... Soll ich nun meine Ehre vor der Welt verlieren... Soll ich offen

erklären, daß .... Nein, das thue ich nicht, und wenn Alles darüber zu Grunde ginge .... Lieber will ich Leib und Seele dem Teufel verſchreiben .... Und wenn ich es recht bedenke, ſo iſt ſie ja nicht einmal .... Aber wenn Der es erführe! ...."

Es pochte leiſe an die Thüre und mit einem freundlichen „Guten Tag!" trat der großherzogliche Kammerdiener, Herr Sebaſtian Sauerbeck, in das Zimmer.

— Habe warten laſſen, lieber Freund! Bitte um Entſchuldigung . . . Die Geſchäfte ... Königl. Hoheit haben mich ſo lange hingehalten. Sie glauben nicht, wie ſchwierig es iſt, den günſtigen Moment zu erhaſchen, fügte er lächelnd hinzu.

— Nun, empfieng ihn Hr. Chriſtian Kamm, in geſpannter Erwartung, wie ſtehen die Sachen? Befinden ſich Se. Königl. Hoheit wohl und geſund und ſind ſie geneigt .....

— Gott ſei Dank! Se. Königl. Hoheit befinden ſich im erwünſchteſten Wohlſein. Nur zu viel Anſtrengung, Regierungsſorgen; der gnädigſte Herr arbeitet Tag und Nacht über dem Wohle ſeiner Unterthanen. Da erlaubte ich mir heute früh zu Höchſtderenſelben zu ſagen: Ihre Königliche Hoheit ſollten ſich doch nicht ſo ſehr mit den Landesgeſchäften anſtrengen und Ihre hohe theure Geſundheit mehr ſchonen. Was? erwiederte mir aber der Herr, ſah mich ſcharf an und ſagte: „Sebaſtian Sauerbeck. Ich bin Landesvater!" Ich gerieth in eine unterthänigſte Angſt wegen meiner devoteſten Verwegenheit, verbeugte mich tief und bemerkte: Ihre Königl. Hoheit werden gnädigſt zu Gnaden halten, wenn ein alter, treuer Diener .... „Schon gut, verſetzte Se. Königl. Hoheit mit einem gnädigſten Blick und reichten mir die Allerhöchſte Hand zum Kuſſe dar: „Er iſt ein alter, treuer Diener!" Da mußte ich, armer, alter Mann, vor

Freuden weinen, wodurch Se. Königl. Hoheit höchſtſelbſt zu etwelcher Kompaſſion bewegt wurden.

— Ja, ſo einen Herren bekommt Baden nie wieder, rief Hr. Kamm mit erkünſteltem Entzücken, er wird ſeine Unterthanen nicht im Stiche laſſen.

— Ich ſagte es Ihnen ja vorher, fiel ihm der Kammerdiener in die Rede, das iſt ein lieber, gnädiger Herr. Kaum hatte ich meine unterthänigſte Sorge für die Pflege der Allerhöchſten Geſundheit ausgeſprochen, da geruhten Se. Königl. Hoheit mir zu ſagen: „Höre er, Sauerbeck, von wem beziehen wir unſere fremden Weine?“ Gnädigſter Herr! antwortete ich, Alles aus der erſten Hand: Burgunder, Champagner, Tokayer, Bordaux u. ſ. w. „Hm! fuhren Se. Königl. Hoheit fort, wir haben ja in Unſeren Staaten auch Handlungen, die Geſchäfte in fremden Weinen machen.“ Unterthänigſt aufzuwarten, erwiederte ich, aber der allerhöchſte Privatſchatz kommt wohlfeiler dazu, wenn er dieſe Weine aus erſter Hand bezieht. „Was wohlfeil? entgegnete Königl. Hoheit gleichſam zornig, ich bin Landesvater .....“

— Landesvater! wiederholte der Kammerlakei, ſich faſt mechaniſch verneigend, nicht wahr, das war ein fürſtlich erhabenes, ſchönes Wort. So einen bekommt unſer Ländchen nie wieder!

Herr Kamm ſeufzte ſtatt aller Antwort.

— Sehen Sie, ſo iſt der Herr, fuhr der Kammerdiener lebhaft fort; da dachte ich denn gleich wieder an Sie, mein lieber Herr Kamm, und um die wohlwollenden höchſten Intentionen zu Ihrem Vortheile zu wenden, erzählte ich Ihr Begehren. Nachdem ich Sr. Königl. Hoheit allergehorſamſt haarklein Ihre Lage auseinanderzuſetzen gewagt hatte, ſo geruhte Sereniſſimus zu ſagen: „Ja, ja freilich, dem Mann muß geholfen werden, iſt ein braver Mann..... ja, und das arme Kind, ſeine Tochter, würde mich in der Seele dauern ....

ich bin Landesvater.“ — Der gnädigſte Herr, unterſtand ich mich zu fragen, ſind alſo allerhöchſt geneigt, die erforderlichen 10,000 .... — Hm! Hm! erwiederte Se. Königl. Hoheit etwas bedenklich, iſt zwar eine große Summe, aber ich bin Landesvater. — Euer Königl. Hoheit, ſagte ich, geruhen alſo gnädigſt zu befehlen, daß .... — Ja, ja, verſetzte Sereniſſimus, das Kind .... die Tochter .... wie heißt ſie doch? — Emilie, gnädigſter Herr, unterthänigſt aufzuwarten. — Ja, ja, wie geſagt, ich fahre heute nach Schloß Favorite und da kann mir das Kind ..... die Tochter .. . die Emilie die unterthänigſte Bittſchrift zu eigenen Händen überreichen. — Ganz wohl, gnädigſter Herr! ſprach ich; und ſo ſtehen nun die Sachen, lieber Freund, und es freut mich, daß ich dieſelben zu Ihrer Satisfaktion ſo glücklich zum Ziele gebracht habe .... ein lieber Herr, unſer gnädigſter Landesfürſt, immer bereit, ſeinen Unterthanen hilfreiche Hand zu leiſten. Was ſagen Sie dazu?

— Wenn nur das Kind .... begann Hr. Kamm verlegen und räuſperte ſich, ſie iſt ſo ſchüchtern, hat noch keinen Umgang mit hohen Herren gehabt .... und da ..... da könnte ſie leicht einen Verſtoß machen, wenn ſie vor dem Angeſichte des Herrn ....

— Ei! wo denken Sie hin, mein lieber Freund? Sereniſſimus ſind die Humanität ſelbſt, haben ein Einſehen, der chriſtliche, gnädige Herr, und nehmen ſo einem armen, jungen, ſchüchternen Ding nichts übel, wenn auch ....

— Beſſer wäre es doch, beſter Freund, wenn ich die Bittſchrift ſelbſt überreichte; ich könnte dann zugleich Sr. Königl. Hoheit die erforderlichen Notizen über den Status meines Vermögens und der gnädigſte Herr würde ſich überzeugen, daß ....

— Iſt nicht nöthig, Lieber, ich habe ſchon Alles gehörig beſorgt. Ja, ſehen Sie, und wenn der Herr

einmal ein Wort geſagt hat, ſo muß es bis auf die geringſte Kleinigkeit dabei bleiben .... ein gar pünktlicher Herr .... So will er es nun haben, und da kenne ich ihn, und um aller Welt Schätze willen würde ich nicht wagen, um ein Jota von ſeinen Befehlen abzugehen.

— Nun, lieber Freund, erwiederte Hr. Kamm mit Reſignation, ſo will ich mich denn fertig machen und mit dem Kind hinausfahren.

— Iſt nicht nöthig, Beſter; denn Sereniſſimus geruhten zu ſagen: „Baſtian! der Vater braucht nicht mitzukommen .... könnte ihm ſchwer fallen, möchte ſich ſchämen, von ſeinen Umſtänden zu ſprechen. Bringe du das Kind, die Tochter, und da kann ſie ſich dann einige Tage bei der B*** aufhalten, bis die Reſolution ausgefertigt und die Anweiſung ausgeſtellt iſt.“ Sehen Sie, Lieber, ſo iſt der Herr .... ſo ſeelengut, will Niemand wehe thun, möchte Ihnen gerne die Verlegenheit erſparen. Und die B***, die kennen Sie ja, die Caſtellanin von Schloß Favorite .... eine kreuzbrave Frau, ich darf es wohl ſagen, obgleich ſie meine Schweſter iſt. Ja, ja, und da wird es dem lieben Kind, dem Emilchen, recht wohl gefallen.

— Ja, ja, die B***, die kenne ich, wiederholte Herr Kamm mit einem unterdrückten Seufzer. Wenn alſo ....

— Iſt Alles ſchon arrangirt, zu Ihrem Contentement, lieber Freund! Sehen Sie, ich habe an Alles gedacht, um Ihnen gefällig zu ſein. Dieſen Abend, wann es Nacht iſt, fahren wir ab und kommen auch zur Nachtzeit wieder, daß Niemand etwas merkt, Beileibe nicht! denn Sie wiſſen, Freund, wie unchriſtlich die Leute denken und urtheilen. Frägt man nun in dieſen Tagen nach dem lieben Kinde: „Krank, unpäßlich, hütet das Bett!“ So ſind ſie abgefertigt, denn ſonſt würde es heißen: „Was thut das Mädchen da außen, das

Emilchen?" Und da würden die Leute forſchen, ausborchen und nicht ruhen und raſten, bis ſie hinter das Geheimniß gekommen wären, und da könnte Ihr Kredit leicht Noth leiden, wenn man erführe, daß Sie von dem gnädigſten Herrn die 10,000 .... Sie verſtehen mich ſchon. Die Welt iſt gar zu böſe, und ich bin ein chriſtlicher Mann, der gute Werke gern im Stillen verrichtet. So iſt es, lieber Freund!

— Nun denn, wie Gott .... wie Sie wollen, fügte der Weinhändler verbeſſernd hinzu, aber ich gebe Ihnen das gute Kind auf's Gewiſſen, und ich hoffe von Ihrer Freundſchaft und chriſtlichen Geſinnung, daß Sie daſſelbe in Acht nehmen werden wie Ihre eigene Tochter.

— Ja, wie Gott will, ſeufzte der geſchmeidige Kammerdiener mit großer Salbung. Wir ſind alle in der Hand des Herrn und er kann es mit uns ſchaffen nach ſeinem Gefallen; da muß ſich der Menſch darein ergeben. Es freut mich von Herzen, lieber, beſter Freund, daß Sie ſo chriſtliche Geſinnungen haben. Ja freilich, auf meine Freundſchaft dürfen Sie zählen, davon werde ich Ihnen Beweiſe geben, und ein Chriſt bin ich, das weiß der liebe Himmel, zu dem ich armer Sünder täglich mit aufgehobenen Händen bete. Ja wohl, wir ſind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den ich armer Sünder vor Gott haben ſollte, aber das liebe Kind will ich ſo wohl verſorgen, als meine eigene Tochter — wenn ich eine hätte, und bei der chriſtlichen Frau B*** iſt ſie ſo gut aufgehoben, als in Abrahams Schoos; das fromme Weib verſäumt keine Kirche und daraus können Sie auf ihr rechtſchaffenes Gemüth ſchließen. Jetzt will ich mich empfehlen, theuerſter Freund, und ſchicken Sie das Frauenzimmerchen zu mir, incognito, bei Nacht und Nebel, wie die erſten Chriſten zuſammenzukommen pflegten, um der Anfechtungen der Gottloſen und Weltkinder willen."

Herr Chriſtian Kamm ſah ihm mit einem Blicke nach, worin ſich innere Wuth und Herzensangſt malten, ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn, und ſchritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Verdammter heuchleriſcher Schurke!“ rief er wüthend aus; ja jetzt durchſchaue ich dich ganz und umſonſt wäre die Hoffnung, daß du mit der argloſen Jugend Mitleiden .... aber was will ich denn, fügte er in ſinkendem Tone hinzu, bin ich nicht noch ſchlechter, als dieſer Menſch? Elender! Umſonſt ſuchſt du dir dein Verbrechen durch thörichte Hoffnung zu verhehlen, es ſteht in ſeiner ganzen Größe vor deiner gemarterten Seele: der Vater verkauft ſein eigenes Kind! Aber iſt es denn mein ...? Nein, noch iſt die ruchloſe That nicht vollbracht .... Mag es kommen, wie es will, lieber in Schande und Schmach untergehen, als ....

Man pochte. Der gepeinigte Mann fuhr zuſammen und rief mit ſchwankender Stimme: herein! Ein Handlungsdiener händigte ihm einen Brief ein; er erbrach ihn und las in Abſätzen: acht Tage nach Sicht .... belieben Sie .... an die Ordre ... die Summe von ... Er ging in Gedanken auf und ab. Der Handlungsdiener ſah ihn mit zweifelhaften Blicken an und bot ihm den ausgeſtellten Wechſel zur Acception dar. Raſch trat er an den Tiſch, tauchte die Feder ein und unterſchrieb. Der Commis empfahl ſich. „Jetzt iſt der Wurf geworfen, und ich kann nicht mehr zurück, ſagte der Unglückliche und verließ das Zimmer. —

In ihrem Zimmer ſaß ſeine Tochter Emilie vor dem Klavier. Sie war ein ſanftes, ſchönes Geſchöpf, über deſſen ganzes Weſen die Natur den Liebreiz argloſer Unſchuld ausgegoſſen. Als ihr Vater eintrat, ſtand ſie auf, ihn zu empfangen. Er winkte ihr ſtumm mit der Hand, fortzufahren. Sie ſang, unter Begleitung des Inſtruments, in einfacher, rührender Weiſe. Der Vater

ging auf und ab, in ſprachloſem Schmerz, und warf von Zeit zu Zeit Blicke unendlicher Seelenangſt auf die Tochter. Endlich ermannte er ſich, trat zu ihr und fuhr mit der flachen Hand über die auf ihrer hohen Stirn glatt gekämmten Haare. „Du biſt ein gutes Kind, Emilie, und liebſt deinen Vater, nicht wahr, meine Tochter?“ ſagte er und faßte krampfhaft ihre Hand.

— Wie magſt du noch fragen, Vater? erwiederte ſie unbefangen und blickte ihn mit ihren blauen Augen unſchuldig lächelnd an.

— Ich bin, fuhr er ſtockend fort, in einer kleinen .... großen Verlegenheit, wollte ich ſagen, und aus dieſer könnteſt du mich reißen, wenn ....

— Du weißt ja, lieber Vater, daß ich ſtets bereit bin, Alles zu thun, was dir Vergnügen macht. Befehle nur, ſo ....

— Sieh, liebes Kind, der Handel und Wandel im menſchlichen Leben hat ſo ſeine Launen und Zufälle, und die beſten Geſchäfte gehen bisweilen etwas ſchief. Du weißt, ich habe ein ausgebreitetes Gewerbe, und da ſind mir nun plötzlich ſo viel unerwartete Zahlungen auf den Hals gekommen, daß ich einer großen Summe bedarf, um ſie zu befriedigen und meinen Kredit ....

— Soll ich dir meine Sparkaſſe, Väterchen .... fiel die Tochter ſchnell ein und ſtand auf, um ſie zu holen.

Du gutes Kind, wie ſollte ich dich deſſen berauben .... und überdieß wäre es viel zu wenig; aber du kannſt mir aus der Verlegenheit helfen wenn du meine gehorſame Tochter ſein willſt. Du kennſt ja den Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit ....

— Ach ja, Vater! aber ich muß dir geſtehen, ich habe ihn nie recht leiden können; ich halte ihn für falſch und hinterliſtig, ſo freundlich er auch thut; er ſieht einen mit ſo eigenen Blicken an, daß einem ganz bange wird.

Neulich führte er auch gar ſeltſame Reden gegen mich, die ich nicht recht verſtanden habe; wenn du es aber wünſcheſt, Väterchen, ſo ....

— Du thuſt ihm vielleicht Unrecht, liebes Kind; bei Hof muß man gewiſſe Manieren annehmen, aber er iſt doch .... er ſcheint mir doch ein braver Mann zu ſein, und er hat ſich recht freundſchaftlich erboten, mir .... wenn du anders ....

— Sage nur, was ich thun ſoll; ich will ihm gewiß recht gute Worte geben. Für dich iſt mir nichts zu ſchwer, lieber Vater.

— Sieh, mein Kind, die Sache iſt ſo .... hängt ſo zuſammen: Der Kammerdiener hat ein gutes Wort für mich eingelegt bei unſerem allergnädigſten Großherzog, und der will mir eine gewiſſe Summe Geldes geben .... darleihen .... und da ſollſt du .... du die Bittſchrift für mich überreichen.

— Von Herzen gerne, Vater. Das iſt recht edel von dem Großherzog, und ich will ihn dafür auch lieben und verehren, wie ....

— Nein, nein Kind, fuhr der Vater erſchrocken auf. Ja, ja, fügte er ſich ſammelnd hinzu, verehre ihn, wie ein Kind ſeinen Vater. Du mußt dich jetzt zur Abreiſe bereit machen; der Großherzog iſt im .... im Schloſſe Favorite .... und ..... (Hier verſagte ihm die Stimme.)

— Sogleich, Vater. Du begleiteſt mich dahin und dann kommen wir dieſen Abend wieder zurück, nicht wahr?

— Das kann nicht ſein, erwiederte der Vater zögernd Geſchäfte halten mich ab .... der .... Kammerdiener wird dich hinbringen .... zu einer Frau B***, aber .... aber traue ... d. h. man darf Niemand zu viel trauen, mein Kind.

— Der Herr Kammerdiener iſt ja unſer Hausfreund

und vielleicht thue ich ihm Unrecht, verſetzte die Tochter und ging der Thüre zu.

Der Vater eilte ihr nach, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſagte faſt weinend: „Aber nein, liebes Kind, wenn dir dieſes Geſchäft, bleibe lieber hier .... du biſt ſo ſchüchtern .... du kennſt die Welt und die Menſchen nicht ....

— Wie biſt du ſo ſonderbar, Vater, warum ſoll ich nicht Alles gerne für dich thun? erwiederte Emilie unbefangen und verließ das Zimmer.

Der Vater ſtarrte ihr nach, ſchlug ſich mit geballter Fauſt auf die Stirn und ſagte im Tone der Verzweiflung: Seelenverkäufer!

Digitized by Google

VIII.

Hier, Schweſter, bringe ich dir das liebe Kind, ſorge für daſſelbe, als ob es deine leibliche Tochter wäre, ſagte der großherzogliche Kammerdiener zu ſeiner Schweſter, der Frau B***, einer runden, wohlbeleibten Frau von etlichen und vierzig Jahren. „Sie hat dem Herrn ein Bittſchriftchen zu überreichen, und wollen zu Gott hoffen, daß der Himmel ſein Herz erweiche und ſeine Ohren den Bitten der Flehenden öffne.... es iſt ja ſo ein guter, kreuzbraver Herr.... Ja, ja, bittet, ſo wird euch gegeben, klopfet an, ſo wird euch aufgethan .... Das Kind iſt ja ſo artig und beſcheiden, und ihr Vater iſt ſo ein wackerer Mann. Der Herr wird Alles wohl machen, fügte er in ſcheinheiligem Tone hinzu.

Die Caſtellanin von Favorite muſterte das Mädchen mit eigenthümlichen Blicken, kneipte ſie in die blühenden Wangen und ſagte: „Nur Muth gefaßt, Jüngferchen! Der Herr iſt ſehr gnädig, und ſchlägt nicht leicht etwas ab, wenn es ihm in gehöriger Art vorgetragen wird. Nur hübſch beſcheiden und willig, dann wird Alles gut gehen. Morgen nach der Jagd wollen wir die Sache arrangiren; man muß nur den guten Augenblick abpaſſen, dann ſchlägt ſo ein Herr nicht leicht etwas ab; ich will ſchon für Alles ſorgen.“

Ja, ja, mein Kind, fiel der tückiſche Kammerdiener ein, wie geſagt, mit Gottes Hilfe wird Alles wohl gehen. Bedenken Sie nur immer, was Ihre kindliche Pflicht von Ihnen fordert. Es iſt freilich eine große Summe, und wenn der Himmel des Herren Herz verhärtete, ſo wäre Ihr Vater ein geſchlagener Mann; aber wir wollen das Beſte hoffen. Darum in Gottes Namen.... Große Herren ſind oft ſonderbar, liebes Kind, und verlangen Dinge.... Ja, ja, da muß man ſich aber fügen....

Gewiß, betheuerte Emilie unſchuldig, werde ich es an der erforderlichen Ehrfurcht gegen Seine Königl. Hoheit nicht fehlen laſſen.

Ehrfurcht?! — wiederholte der Kammerlakei mit gedehntem Tone .... ſchon recht .... ganz gut .... Ja, ja, das iſt freilich erforderlich, um ſeine unterthänigſte Devotion an den Tag zu legen .... allein .... aber ſolche Herren contentiren ſich bisweilen hiemit allergnädigſt nicht, ſondern verlangen auch Liebe .... Ja, mein Kind, die verlangen ſie .... und das iſt dann Unterthanenpflicht ....

Mit allem Recht, verſetzte Emilie, fordert der Großherzog, als Landesvater, die Liebe ſeiner Unterthanen.

Ja, ja, da haben Sie gewiſſermaßen Recht, mein Kind, und da er ſolche Liebe nicht von allen ſeinen Unterthanen perſönlich entgegennehmen kann, ſo muß ſie von denjenigen freudig dargebracht werden, welche er beſonders dazu beruft und auserwählt. Sehen Sie, zu denen gehören Sie nun, und ſind berufen, den Landesvater von Herzen zu lieben.

Dieſes Kapitel will ich ihr ſchon beibringen, unterbrach ihn die Caſtellanin von Favorite mit einem ſchelmiſchen Blicke. Sehen Sie, Jüngferchen, umſonſt iſt der Tod, und wer bittet, muß auch gewähren. Darum,

Google

kurz und gut, dem Herrn darf man nichts abſchlagen, was er auch fordern mag.

Um Gottes willen, was könnte er denn von mir fordern? rief Emilie erſchrocken aus.

Alles, erwiederte der Kammerdiener im Kanzeltone, dieweil er der Geſalbte des Herrn iſt und an Gottes Statt regiert. Seid unterthan der Obrigkeit, die von Gott eingeſetzt iſt, ſagt die heilige Schrift. Gleichwie man nun den Geboten Gottes blindlings gehorchen muß, alſo muß man auch die Gebote des irdiſchen Regenten ohne Widerrede erfüllen.“

Sie predigen ja allerliebſt, Onkel; man ſollte Sie zum Hofprediger machen, ſo erbaulich wiſſen Sie die Unterthanenpflicht einzuſchärfen,“ ſagte ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, die inzwiſchen eingetreten war, in frivolem Tone. „Kommen Sie, liebes Kind, Sie haben jetzt der Pflicht chriſtlicher Andacht gebührend Genüge geleiſtet; wir wollen lieber die Zeit ein wenig verplaudern, fügte ſie hinzu, nahm Emilchen unter dem Arm, trillerte ein muthwilliges Liedchen, und zog ſie zur Thüre hinaus. — Die wird ihr ſchon beibringen, wie man Bittſchriften überreicht, ſagte die Caſtellanin von Favorite, den Beiden mit bedeutenden Blicken nachſehend. Was haſt du denn da für eine Gans gebracht? fragte ſie ihren Bruder. Sie weiß ja nicht einmal....

Der Herr liebt ſolche Gänſe, verſetzte der Kammerdiener mit chriſtlicher Gelaſſenheit; aber, fügte er bedenklich hinzu, deine Liſette will mir immer weniger gefallen .... dieſes ausgelaſſene, heidniſche Weſen .... kein Funke von Chriſtenthum .... Kommt da herein und lacht mich aus .... Sitzet nicht, wo die Spötter ſitzen .... Kein Wunder, daß der Herr ſein Herz von ihr gewendet hat .... er iſt ein chriſtlicher Herr, der Gottes Wort vor Allem ....

Höre, Bruder, fiel Frau B*** ein, laſſe doch

den lieben Gott hier aus dem Spiele, der hat mit euren Geſchäften nichts zu thun. Gegen mich haſt du doch nicht nöthig, den Heuchler zu ſpielen; wir kennen uns ja.

— Zum Teufel! ...... Verzeih mir Gott meine Sünde, bald hätte ich einen unchriſtlichen Fluch gethan. So ſind die Weltkinder, Frömmigkeit nennen ſie Heuchelei. Bin ich nicht immer, die Tage meines Lebens, ein guter Chriſt geweſen?

— Ja, ja, du haſt von jeher die Kirche fleißig beſucht, das muß ich dir nachrühmen, ohne dabei deine andern Geſchäfte zu verſäumen, ſpottete Fr. B***.

— Der Gerechte muß viel leiden, ſeufzte dieſe im Mondſchein geronnene Dienſtbotennatur. Ich bin ein treuer Diener meines Herrn, der thun muß nach ſeinen Geboten, und der Herr mein Gott wird mir meine Treue für ſeinen Geſalbten nicht zur Sünde rechnen. Unglauben, weltliche Eitelkeit und Hoffart, Irrlehre und Gottesläſterung aber ſind ferne von mir, und ich ſtärke mich täglich im Gebete.

— Das wird dir heilſam ſein bei der Menge deiner Sünden, ſagte Frau B***; warf einen geringſchätzenden vielſagenden Blick auf ihn, und verließ das Zimmer.

— Leider wird in dieſen verderbten Zeiten des dürren Feldes immer mehr; der Teufel geht einher wie ein brüllender Löwe und ſucht, wen er verſchlinge; ſagte der geheime Kämmerer mit einem andächtigen Blicke gen Himmel. —

Inzwiſchen hatte L i ſ e t t e, die Tochter der Caſtellanin von Favorite, Emilie in ein anderes Zimmer geführt. Hier ſetzte ſie ihr Erfriſchungen aller Art vor, plauderte vertraulich mit ihr, als ob ſie ſchon ſeit Jahren die genauſten Bekannten wären, trat an's Clavier, ſpielte, ſang, tanzte im Zimmer herum, trieb allerhand tolle Streiche. Emilie, die einfach auf dem Lande erzogen,

aber natürlich frohen Sinnes war, fand nach und nach Gefallen an dieſem ungenirten Weſen des ſchönen und jovialen Geſchöpfes.

— Alſo eine Bittſchrift, fragte ſie mit komiſchem Ernſt, wollen Sie dem Durchlauchtigſten überreichen? Ach, wie dauern Sie mich! Das iſt eine ſchwere Sache, die Sie unternehmen, und ein ſaurer Gang, den Sie da thun müſſen, mein liebes Kind.

— Freilich, verſetzte Emilie ängſtlich, es iſt mir ganz bange dabei; ich habe noch nie mit großen Herren geredet; wenn mich der Herr nun rauh anfährt und mir meine Bitte abſchlägt, da würde ich vor Scham in den Boden ſinken.

— Ha! Ha! Ha! Das fürchten Sie im Ernſt, liebe Einfalt! Ich will Sie darüber beruhigen, rief Liſette, unmäßig lachend, und zog das Mädchen mit raffinirter Ausgelaſſenheit gleich einer Buhlerin vor den Wandſpiegel. „Blicken Sie einmal da hinein. Betrachten Sie die Lilien und Roſen auf dieſen blühenden Wangen, die hohe Stirn, das blaue Auge, die hellbraunen Locken, das runde Oval des Geſichts, das Grübchen im Kinn, dieſen Schwanenhals, der auf ſchneeweißen Schultern ruht, dieſen ſanft gewölbten Buſen, dieſe grazienhafte Geſtalt — einer ſolchen Bittſtellerin ſchlägt kein chriſtlicher Fürſt etwas ab, was Sie auch von ihm verlangen mögen. Darum nur getroſt, mein kleiner Engel!

— Mein Gott, erwiederte Emilie verſchämt, ein ſo großer Herr wird ſich wenig um die Reize bekümmern, die ich etwa beſitzen mag. Zudem iſt der Fürſt ein alter Mann, und ich könnte ja ſeine Tochter oder gar ſeine Enkelin ſein.

— Um ſo beſſer, mein Kind; aber ich muß mich wundern, daß man Sie hieher ſchickt, um eine Bittſchrift zu überreichen, ohne Sie zuvor von der Rolle,

Digitized by Google

welche Sie zu ſpielen haben, gehörig zu unterrichten. Hat man Ihnen denn gar nichts geſagt?

— Nichts, als daß ich eine Bittſchrift zu überreichen habe, und daß der Gegenſtand für meinen Vater von großer Wichtigkeit iſt.

— Nichts, in der That nicht? rief Liſette aus, und blickte dem erſchrockenen Mädchen forſchend in's Angeſicht.

— Gewiß nicht, verſetzte Emilie im Tone unverkennbarer Aufrichtigkeit; und ich bin recht in Verlegenheit, wie ich mich zu benehmen habe; denn ich habe noch nie vor dem Angeſicht eines ſo großen Herrn geſtanden.

Liſettens Züge gingen von der ausgelaſſenſten Laune plötzlich in tiefen Ernſt über. Sie ſchritt das Zimmer hinab und murmelte für ſich: Ja, ſo mordet ihr die vertrauensvolle Unſchuld, ihr verfluchten Seelenmäckler! So bin auch ich geopfert worden. Sei's darum, was geht es mich an; ſie wird früher oder ſpäter ihrem Looſe nicht entgehen. Dieſer heuchleriſche, ſcheinheilige Schurke wird ihr noch einen Spruch aus der Bibel mitgeben, ehe er ſie dem Moloch in den Rachen ſtößt, und dieſes freche, gewiſſenloſe Weib, das ſich meine Mutter nennt — ich möchte raſend werden, wenn ich an die entflohenen Tage meiner Unſchuld zurückdenke! Was war ich einſt, und was bin ich jetzt? Doch weiter: ich will ſie prüfen, ob ſie wirklich ſo rein iſt, als ſie ſich ſtellt, und dann ſoll es mir Freude machen, dieſen Menſchen ihr ſchändliches Spiel zu verderben.„

— Sagen Sie mir doch, meine Beſte, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mich zu benehmen habe' bat Emilie mit kindlicher Unbefangenheit.

— Das will ich, mein Kind, erwiderte Liſette mit zurückkehrender Laune, in der jedoch ein bitterer Ernſt lag. Merken Sie wohl auf: Die Flügelthüren öffnen ſich und ſchließen ſich wieder hinter Ihnen. Sie ſtehen vor dem Angeſicht des Allmächtigen dieſes Landes.

Stern und Orden ſtrahlen von ſeiner Bruſt und verblenden Ihre Augen. Sie treten näher, furchtſam, zagend, die Bittſchrift in der zitternden Hand. Er ſchreitet Ihnen entgegen, gnädig, liebreich, wie ein höheres Weſen. „Was wollen Sie, liebes Kind?“ erſchallt aus ſeinem Munde; er nimmt die dargebotene Bittſchrift mit höchſteigenen Händen, entfaltet ſie und ſcheint darin zu leſen.....

— Mein Gott, er wird ſie doch wirklich leſen und nicht bloß ſich ſo ſtellen, rief Emilie beſtürzt aus.

— Kleine Thörin, große Herren haben eine Prophetengabe; er weiß ſchon im Voraus, was darin ſteht, das ſagt ihm ſein kleiner Finger. Nachdem er alſo eine Weile in das Papier geblickt hat, legt er es nachläſſig bei Seite, wie Fürſten zu thun pflegen. Dann tritt er mit fürſtlicher Grazie auf Sie zu, betrachtet Sie mit Wohlgefallen und ſpricht: „Die Sache iſt von Belang, aber Ihr Vater hätte keinen beſſeren Fürſprecher wählen können.“ Was wollen Sie ihm nun antworten?

— Du lieber Gott, ich werde ihn recht flehentlich bitten, daß er doch in ſeiner hohen Gnade und Weisheit .... als Landesvater ....

— Recht ſo mein Kind, dieſe kindliche Demuth wird dem Allerhöchſten gefallen, und er wird erwiedern: „Beruhigen Sie ſich, meine Liebe; Sie ſind eine recht gute Tochter, und ich werde Alles thun, um Ihrer Bitte zu willfahren; aber die Bittſchrift muß zuvor in's geheime Cabinet, zum Bericht, das iſt ſo in der Ordnung. Sie bleiben inzwiſchen noch einige Tage hier, um das Reſultat abzuwarten, das gewiß zu Ihren Gunſten ausfallen wird.“

— Was ſoll ich dann hierauf ſagen? fragte Emilie mit pochendem Herzen.

— Sie greifen nach ſeiner hochfürſtlichen Hand und küſſen ſie; dieſelbe wird bereits ſo ſchlaff am Leibe hängen,

daß es keine Mühe machen wird, ſie zu erhaſchen und an Ihren kleinen Mund zu führen. Dieſer Kuß wird Wunder thun, und das Geſicht Sr. Königlichen Hoheit ſo hell ſtrahlen, als die Sonne am Mittagshimmel. Das wird für Sie ein gutes Zeichen ſein, daß Ihnen der Stern ſeiner Gnade aufgehe. Nun wird er näher treten, Sie ſanft in die Wangen kneipen und mit landesväterlich gerührter Stimme fragen: „Wie alt ſind Sie, mein ſchönes Kind?“

— Das will ich ihm ehrlich ſagen, und wie wird es dann weiter gehen?

— Sie haben allerdings noch keine Urſache, Ihr Alter zu verbergen, verſetzte Liſette lächelnd. Und wie es dann weiter gehen wird? wollen Sie wiſſen, fügte ſie muthwillig hinzu. Ja, das, mein liebes Kind, das will ich Ihnen unter vier Augen und ohne Licht ſagen. Kommen Sie, wir ſchlafen heute in einem Zimmer.“—

— Der Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit ſchlich im Vorzimmer des fürſtlichen Kabinetes auf und ab; ſein Gang war ſo leiſe, als der einer Katze. Von Zeit zu Zeit blieb er in der Nähe der Thüre, welche ins Kabinet führte, horchend ſtehen. „Ja, ja, ſagte er für ſich, das iſt nun ſo der Welt Lauf; große Herren haben freies Spiel. Der Vater iſt es zufrieden, iſt ſie's auch zufrieden, was geht es mich an? Da kann man einmal am jüngſten Tag nicht ſagen: „Sauerbeck! Sauerbeck! Das wird in die Wagſchale deiner Sünden gelegt!“ Dafür würde ſich der Sauerbeck ſchön bedanken. Was hat er denn gethan? In das fürſtliche Kabinet hat er ſie eingeführt, um eine Bittſchrift zu überreichen. Was weiter geſchieht, geht ihn nichts an; da iſt er ſo rein, wie ein neugeborenes Kind. Und was iſt's am Ende für ein Unglück! So ein Ding ziert ſich ein wenig, grämt ſich ein wenig, und dann iſt's aus.

Wir haben ſolcher Fälle mehr erlebt. Ja, ja, ſo eine Perſon, die ferne vom Hof aufgewachſen iſt, fühlt ſich vernichtet durch den Anblick fürſtlicher Hoheit; der Reſpekt drückt ſie zu Boden, ſie wagt nicht zu widerſtreben; ſo ein Herr hat leichtes Spiel. Nun, nun, der Sauerbeck hat auch nicht immer bloß die Brocken von der fürſtlichen Tafel aufgeleſen, aber ganz in der Stille, ganz in der Stille, fügte er mit behaglicher Rückerinnerung hinzu.

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre des fraglichen Kabinets raſch geöffnet. Emilie trat heraus; ihre Wangen glühten hochroth, ihre Augen funkelten und ihr Buſen hob ſich von heftiger Gemüthsbewegung. Sie warf einen verächtlichen Blick auf den Kammerdiener, der ſein Geſicht in die freundlichſten Falten legte, einen Bückling machte und mit heuchleriſcher Theilnahme ſagte: „Doch Alles glücklich vorübergegangen? Wollen es hoffen, iſt ja ſo ein freundlicher, gnädiger Herr.“

Emilie ging an ihm vorüber, ohne eine Sylbe zu erwiedern. Er blickte ihr mit einigem Staunen nach und ſagte: „Die nimmt es hoch, wird es aber ſchon wohlfeiler geben lernen. Man hat Exempel dieſer Art. Ja, ja, der alte Sauerbeck iſt nicht von heute und nicht von geſtern; er hat ſchon ein ſchönes Loch in die Welt hineingelebt, und weiß auf ein Haar, wie es darin zugeht.“

Die Glocke ertönte heftig aus dem fürſtlichen Kabinet. Herr Sauerbeck gab ſchnell ſeinem Geſichte das ordonnanzmäßige Ausſehen und eilte hinein. Der Großherzog ging haſtig auf und ab und war ſehr echauffirt. Sauerbeck blieb bocksſteif ſtehen wie eine Bildſäule, ſtumm des Gebieters Befehle erwartend. Der Großherzog ging erſt ein paar Mal vorüber und warf grimmige Blicke auf ihn; dann trat er hart auf ihn zu, packte ihn mit

dem Zeigefinger und Mittelfinger an dem obern Theil der Weſte und zog ihn hin und her, daß der obere Theil ſeines Körpers wackelte wie eine Pagode. „Sauerbeck! ſchrie er ihm in die Ohren, wir ſind und bleiben eben ein altes Rindvieh, und werden, wie es ſcheint, täglich dümmer, je älter wir werden.“

Sauerbeck rührte ſich nicht und blieb ſtumm wie ein Fiſch. „Baſtian! Kanaille! Hundeſeele! Sprich, thue dein verdammtes Maul auf!“ rief Ludwig wüthend. Sauerbeck ſchwieg. „Sollte ich nicht den Hund zerbrechen, ſo macht er mir's immer!“ fuhr Ludwig fort, ſchüttelte ihn noch einmal heftig und ließ ihn dann los. Sauerbeck ſtand wie eine Mauer.

Der Großherzog ging einigemal auf und ab; ſein Gang wurde allmälig weniger haſtig; dann blieb er vor dem armen Sünder ſtehen und ſagte: Beſtie, warum haſt du mir keine Antwort gegeben?

— Ew. Königl. Hoheit wiſſen, verſetzte Herr Sauerbeck ruhig, daß ich ſtets ſchweige, wann ich Höchſtdieſelben in ſolch' fürſtlicher Aufwallung erblicke.

— Ich habe dir aber befohlen zu reden. Warum haſt du den Mund nicht aufgethan?

— Das läßt der Sauerbeck bleiben, weil er klug iſt, halten zu höchſten Gnaden. Ew. Königl. Hoheit ſind ſchrecklich in Ihrem Zorn, daß einem Leib und Seele erzittern. Da wünſche ich mich weit weg in die Wüſte, lieber in die Klauen der Löwen und Tiger möchte ich fallen, als vor .... Königl. Hoheit zu ſtehen, wann Sie zornig ſind, denn Höchſtdero Angeſicht hat alsdann etwas ſo erſchrecklich Majeſtätiſches, daß einem die Haut ſchauert, der Athem in der Bruſt erſtirbt und das Mark in den Gebeinen erfriert, halten zu Gnaden, gnädigſter Herr, aber ſo iſt es, und ein alter ehrlicher Kerl kann nicht lügen, ſondern muß eben die reine, nackte

Wahrheit ſagen, wie ſie iſt, wenn er ſich auch allerhöchſtes Mißfallen dadurch zuziehen ſollte.

— Nun, ſo arg iſt es doch nicht, du biſt eben ein alter Haſenfuß! ſagte der Fürſt mit lächelnder Miene, aus der Selbſtgefühl und inneres Behagen leuchteten. Ich nehme dir ja den Kopf nicht gleich, wenn ich auch ein wenig zornig bin.

— Ach, du lieber Heiland, das heißen Ew. Königl. Hoheit „ein wenig zornig," wenn jedem Chriſtenmenſchen bei Ihrem Anblick das Herz im Leibe erbeben muß, erwiederte der Kammerdiener in lamentabelm Tone die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagend.

— Nun, wahrhaftig, was machſt du für ein Leben daraus; ich würde mich nicht fürchten, und wenn mir der Teufel in eigener Geſtalt erſchiene.

— Ja, Ew. Königliche Hoheit und der alte Baſtian: das ſind zwei. Höchſtdieſelben kennen keine Furcht, als ein Herr, der in vielen Schlachten....

— Hauptſchlachten, Treffen, Vorpoſtengefechten und Scharmützeln, Baſtian... aber das verſtehſt du nicht, da muß man die Kriegskunſt ſtudirt haben... Ja, ich habe in meinem Leben ſchon manche Kugel ſauſen hören.

— Hu! Hu! da läuft mir's kalt den Buckel hinauf, wenn ich nur davon reden höre, geſchweige denn... aber nehmen mir Ew. Königliche Hoheit nicht ungnädig, da würde ich wegbleiben, denn was braucht ſo ein hoher Herr ſein Leben ....

— Man ſieht wohl, daß du von gemeinem Geblüte biſt, das iſt angeſtammte, von den Altvordern ererbte Tapferkeit. Da kocht einem das Blut in den Adern, wenn man den Kanonendonner hört, und man kann ſich nicht zurückhalten.

— Gottlob, daß der alte Baſtian nicht von ſo vornehmem Blute iſt, der bleibt in Sicherheit und denkt, weit davon iſt gut für den Schuß; aber um die

Kriegskunſt muß es doch etwas Außerordentliches ſein; mir ſteht immer der Verſtand ſtille, wenn ich alle die Schlachtplane und Landkarten, und was das Zeug Alles iſt, ſehe, die Ew. Königliche Hoheit manchmal in ihr Kabinet ....

— Ja, Baſtian, da haſt du keinen Begriff davon, das iſt zu hoch für deinen ſchwachen Verſtand.

— Ja, gnädigſter Herr, das ginge nimmermehr in meinen dummen Kopf hinein. Wie ein Menſch das Alles nur ſo behalten kann; Ihre Königliche Hoheit werfen nur einen Blick auf den Plan und ſagen ſogleich, da iſt ein Fluß, da iſt ein Berg, da iſt eine Schanze.

— Das iſt All' noch nichts, dummer Teufel! Wahre Kleinigkeiten gegen die Kombinationen.... ja, die Kombinationen.... verſtehſt du, Baſtian, das macht den wahren Feldherrn .... da liegt der Haaſe im Pfeffer.

— Com ... Com ... Der Himmel mag ſolche ſtudirte Wörter behalten, da wirbelt mir der Kopf.

— Davon könnte ich dir noch mehr ſagen, fuhr Ludwig ſelbſtgefällig lächelnd fort, aber das hieße Perlen vor die Säue werfen. Wenn du erſt von Strategie, Taktik, Operationsbaſis, Operationslinie, Tranſcheen, Minen, bedeckten Wegen u. ſ. w. hörteſt, da würdeſt du Mund und Naſe aufſperren.

— Ich will verdammt ſein, ſagte Sauerbeck im Tone höchſter Verwunderung, wenn ich ein einziges dieſer kurioſen Wörter behalten kann. Ew. Königliche Hoheit müſſen einen Kopf haben, wie .... wie .... daß all' das bunte Zeug hineingeht. Was das für ein immenſes Gedächtniß iſt! Das bleibt mir immer und ewig unbegreiflich.

— Ja, was ich einmal im Kopfe habe, das bleibt, verſetzte der Großherzog lächelnd, und wen ich einmal

geſehen habe, erkenne ich auf den erſten Blick wieder. Ich weiß alle Soldaten meiner Leibgarde mit Vor- und Zunamen.

— Das weiß Gott der Herr, ſeufzte Sauerbeck, ich bin doch auch keiner von den Dümmſten, aber das ſcheint mir mit Hexerei zuzugehen. In meinem Leben iſt mir kein Menſch vorgekommen, der ſo etwas vermocht hätte.

— Und Baſtian, nicht nur das, ſondern auch, wie lange jeder Mann dient, den Tag, an dem er in den Dienſt getreten iſt, das Ende ſeiner Kapitulation, wie viel Fuß und Zoll er mißt. Verſtehſt du, Baſtian?

— Ja, leider verſtehe ich, daß ich auf dieſer Welt nur ein Eſel bin und nicht würdig, Ew. Königlichen Hoheit nur die Schuhriemen aufzulöſen; aber ein Troſt bleibt mir, daß der alte Baſtian ein treuer alter Diener iſt.

— Ja, du Hallunke du, da bringſt du mich eben wieder auf das rechte Kapitel, das ich faſt vergeſſen hätte. Ein ehrlicher, treuer Diener willſt du ſein? Nein, ein lügneriſcher Schuft biſt du. Haſt du mir nicht geſagt, daß das Mädchen da ... die Perſon ... freiwillig und ohne Zwang .... Die hat mich aber ſchön anlaufen laſſen, und hat mir überdieß einen Sermon gehalten, daß ich als Landesvater.... Ha! Was antworteſt du darauf, Schurke?

— Ei! Sie wiſſen ja, gnädigſter Herr, daß der Baum nicht auf den erſten Hieb fällt. Wenn Ew. Königliche Hoheit ſo den gewöhnlichen Schlag .... Sie verſtehen mich ... Aber Ew. Königliche Hoheit hatten ja ausdrücklich Ihre hochfürſtliche Neigung auf dieſen Gegenſtand fixirt, und da habe ich, als ein treuer Diener, nicht ermangelt, Fürſorge zu treffen, daß ...

— So; meinſt du, ich werde meine mir von Gott verliehene Gewalt ſo ruchlos mißbrauchen, um ein ſolches Geſchöpf, wider ihren Willen und mit Gewalt...

Digitized by Google

Weißt du nicht, daß ich Landesvater bin und an jenem Tage Rechenſchaft abzulegen habe? Vor Gott iſt Niemand vollkommen, aber Schwachheitsſünden ſind pardonnabel, und andere habe ich mir nie zu Schulden kommen laſſen.

— Das ſei ferne von mir, daß ich Ew. Königliche Hoheit zu ſolcher Miſſethat verleiten wollte, ich bin ein chriſtlicher Mann. Aber der Vater hat ſeine Einwilligung dazu gegeben, und die Perſon iſt freiwillig gekommen, was konnte ich da glauben, daß annoch gewiſſe Bedenklichkeiten .... da aber nunmehr der Fall ſo iſt, und Ew. Königliche Hoheit zartes Gewiſſen .... Je nun, ſo will ich denn gleich gehen und die bewußte kleine Perſon in die Stadt zurückbringen, verſetzte Herr Sauerbeck mit einer tiefen Verbeugung und ſchritt der Thüre zu.

— Ei, ſo renne du und der Teufel! rief ihm der Großherzog ärgerlich nach. Mußt du denn gleich davon ſchießen, ehe du Unſere höchſte Intention ganz vernommen und wohl begriffen haſt? Wie ſagteſt du, der Baum falle nicht auf den erſten Hieb.... Nun, die Perſon kann ſich noch beſinnen ... die Reſolution iſt ohnedieß noch nicht ausgefertigt .... Ihre Blödigkeit hat mir gerade nicht mißfallen, und ihre Ehrfurcht vor Unſerer fürſtlichen Perſon verdient Unſern ganzen Beifall ... Wenn alſo, hörſt du, Baſtian .... Man muß ihr Zeit gewähren .... aber das ſage ich dir, keine Art von Zwang, ſo lieb dir meine Gnade iſt .... Ich bin ein chriſtlicher Fürſt und Vater meiner Unterthanen. Jetzt kannſt du gehen, und handle nach Unſerm Willen.

— Wo denken Ihre Königliche Hoheit hin? Ich werde mich hüten, etwas gegen die Landesgeſetze.... Weiß ich denn nicht, daß Ew. Königl. Hoheit, obwohl ein gnädiger Herr, dennoch ein ſtrenger und gerechter

Richter ſind, und das Schwert der Gerechtigkeit, das der Himmel in Ihre Hände gelegt hat, handhaben ohne Anſehen der Perſon, ſagte Herr Sauerbeck mit einer Verbeugung und ging. —

* * *

— Nun, wie iſt die Audienz ausgefallen? rief Liſette Emilie zu, die mit noch purpurrothen Wangen in's Zimmer trat.

— Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, liebe Freundin, erwiederte dieſe; ich habe ihn befolgt und er iſt mir von Nutzen geweſen. Ich bin ein einfaches Landmädchen und kenne die Welt nicht, aber Sie haben mir zu meinem Glücke die Augen geöffnet. Die Wahrheit, die ich mit Ehrerbietung vortrug, fand Eingang bei dem Herrn .... Scheu vor der Tugend, oder Gefühl der Schicklichkeit... die Fürſten wären gewiß nicht ſo ſchlimm, als es viele ſind, wenn nicht, wie Sie ſagen, ihre Umgebungen ..... Ich hatte bisher keine Begriffe von dieſem Allen, aber jetzt habe ich es ſelbſt geſehen.

— Sparen Sie Ihr gutmüthiges Vertrauen bis zum Ende, verſetzte Liſette warnend; ich kenne dieſe Menſchen und ihr Treiben. Die Neigungen der Fürſten ſind unbändig, weil ſie die meiſten befriedigen können, und tauſend unreine Hände ſtets zu ihrem Dienſte bereit ſind. Der Anſtand, das Gewiſſen, die Furcht vor Himmel und Hölle, ſpielen ihre Rolle in dieſen Machinationen; aber es gibt hundert offene Hinterthüren, durch welche man dieſem Allem zu entgehen weiß. So leicht läßt kein Mächtiger ſeinen Raub fahren. Man wird Sie noch einige Tage hinhalten und neue Verſuche machen, aber ſeien Sie ruhig, ich kenne ihre Schliche und werde für Sie wachen.

— O, thun Sie das, meine einzige Stütze in dieſer Noth! Die Pflicht gegen meinen Vater gebietet mir, noch länger an dieſem Orte zu verweilen; ſeien Sie mein Schutz! rief Emilie mit Innigkeit und warf ſich in Liſettens Arme. —

* * *

— Dieſen Streich hat uns Niemand anders geſpielt, als die grillenhafte Jungfer Liſette, die neuerdings ein Vergnügen darin zu finden ſcheint, die Tugendhafte zu machen und uns den Spaß zu verderben," ſagte Herr Sauerbeck zu ſeiner Schweſter. „Es iſt einfältig von uns, daß wir ſie nicht zuvor auf eine gute Art entfernt haben; wir hätten ihre böſen Launen doch kennen ſollen. Dann wäre die dumme Gans aus lauter dummem Reſpekt ungewarnt in das Garn gegangen.

— Ei! Was nicht geſchehen iſt, kann noch nachgeholt werden, verſetzte zornig die Kaſtellanin von Ludwigsluſt; ſie muß fort, damit wir freies Spiel haben, und das heute noch, auf der Stelle.

— Ruhig, Frau Schweſter, nur keine Gewaltſtreiche! Fein und pfiffig muß man auftreten und im Stillen ans Ziel gelangen. Der Großherzog will nun einmal ſeine Inklination befriedigen, das habe ich weg, und da muß man auf Mittel denken ... Aber nur nichts Gewaltſames .... Die Liſette weiß zu viel von unſern Sachen, und iſt zu obſtinat, als daß man es wagen dürfte .... aber es gibt ja noch andere Wege .... Der Himmel wird ſeinen Knecht erleuchten .... Aber keine Gewalt, die haſſe und verabſcheue ich .... das wäre gottlos und ſündhaft .... Alles auf friedlichem, geſetzlichem Wege; geſchehe dann, was da wolle, ſo ſind wir außer Schuld. Ja, den Rücken muß man ſich immer frei halten."

* * *

Zwei Tage ſpäter ſtand Herr Sebaſtian Sauerbeck (wie wir ihn nennen wollen) mit bedenklicher Miene in dem Wohnzimmer ſeiner Schweſter, der Kaſtellanin von Favorite. „Das iſt eine fatale Geſchichte, ein ſolcher casus iſt mir in praxi noch nicht vorgekommen,“ ſagte er und krazte ſich hinter den Ohren. Das muß verſchwiegen bleiben. Ja, das muß verſchwiegen bleiben. Wenn es vor den Herrn käme, der würde es auf mich ſchieben, um ſein Gewiſſen zu ſalviren.... Was wird der Vater ſagen? Und vollends gar .... Hilf lieber Himmel, wenn die Sache vor die Ohren des raſenden Liebhabers kommt!... Aber wie iſt ſie zu vertuſchen? Da ſteht mir dießmal der Verſtand ſtille. Nun, Schweſter? fragte er mit einem ängſtlichen Blicke Frau B***, die aus dem Nebenzimmer trat.

— Die iſt weg, da hilft Alles nichts, erwiederte die Kaſtellanin von Favorite. Der Arzt ſchüttelt ſelbſt den Kopf und gibt nur wenig Hoffnung. Da haſt du ein ſchlimmes Eſſen eingebrockt, Herr Bruder... Du hätteſt doch zuvor bedenken ſollen....

— Da hat ſich 'was zu bedenken! Es war einmal der Wille des Herrn, und was kann da ein treuer Diener .... Und wem konnte ſo etwas nur im Schlafe einfallen? So etwas iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, und wenn mir diesmal der liebe Gott aus der Klemme hilft, ſo will ich, als ein guter Chriſt, den Altar neu bekleiden laſſen und ...

— So ſchweige doch mit deinen albernen Gelübden! Die werden uns wenig helfen. Laß uns lieber darauf denken, wie wir uns aus dieſer Verlegenheit ziehen. Zwar was mich betrifft, ſo geht mich die Sache nichts an ... ich habe mich nichts darum zu kümmern ....

— So, meinſt du? Und haſt du denn nicht auch die Hand dazu geboten? .... Wer hat denn das Tränkchen gemiſcht, das .... Du, lieber Heiland! Wenn du

nun gar .... Du biſt doch vorſichtig geweſen und haſt die Doſis nicht zu ſtark ....

— Nun, das wäre mir ſo, jezt will er die Sache gar auf mich ſchieben, um ſeinen eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen, aber ich bin nicht ſo dumm, daß er's weiß. Wer hat denn das Tränkchen in den Wein .... He, Herr Bruder!

— Nun, man redet ja nur davon .... Es muß uns Beiden daran liegen, daß die Sache mit Gottes Hilfe ....

In dieſem Augenblick trat der Arzt aus dem Seitenzimmer. Wie ſteht es, fragte ihn der Kammerdiener höchſt ungeduldig.

— Die Krankheit, erwiederte dieſer mit Achſelzucken, hat noch keinen beſtimmten Charakter angenommen. Fieber iſt nicht da, der Zuſtand der Kranken iſt mithin nicht Delirium, ſondern eigentlicher Wahnſinn oder Verluſt der Freiheit des Bewußtſeins über die geiſtige Thätigkeit im wachenden Zuſtande. Wir wollen jetzt ſehen, wie ſich die Krankheit weiter ausbildet.

— Sind denn da keine ſchnelle und prompte Mittel zu gebrauchen, um die Krankheit zu heben? fragte der Kämmerling ängſtlich.

— Man muß dieſem Uebel ſeinen Gang laſſen und ſich im Anfang auf deſſen Beobachtung beſchränken. Sehen Sie, lieber Herr, der Wahnſinn oder die Verrücktheit erſtreckt ſich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, und iſt dann allgemeiner Wahnſinn, oder nur über eine einzige Thätigkeit oder ein Vermögen derſelben, und iſt dann partieller Wahnſinn; er dauert entweder in gleicher Stärke fort oder ſezt ab und kehrt zu gewiſſen Zeiten wieder; im erſten Falle heißt er kontinuirender, im andern intermittirender oder periodiſcher Wahnſinn. Da muß nun abgewartet werden, wie ſich der Zuſtand der Kranken geſtalten wird.

— Aber, du lieber Gott, das Alles iſt von langer Dauer, und inzwiſchen ....

— Ja freilich, dieſe Krankheit iſt langwierig, aber höchſt intereſſant und lehrreich für den beobachtenden Arzt. Der Wahnſinn geht entweder vom Erkenntnißvermögen aus und ſtellt ſich als Geiſteskrankheit, mit falſchen Vorſtellungen, Begriffen, Urtheilen, dar, und dann legt man ihm den Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bei; oder er entſteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele und offenbart ſich als Gemüthskrankheit, dann erhält er die Benennung Narrheit oder Melancholie. Nun fragt ſich, welches die Veranlaſſung dieſes Zuſtandes der Kranken war?

— Lieber Herr, das kann ich Ihnen ſo eigentlich nicht ſagen. Vielleicht, daß die plötzliche Luftveränderung ....

— Luftveränderung, fuhr der gelehrte Arzt fort, iſt oft von heilſamer, oft von ſchädlicher Einwirkung auf den menſchlichen Körper. Sie wiſſen, daß die atmosphäriſche Luft, in welche die Erdkugel eingehüllt iſt, aus zweierlei Luftarten zuſammengeſetzt iſt. Die eine derſelben macht ungefähr drei Viertheile der atmosphäriſchen Luft aus und wird Stickſtoff oder phlogiſtiſche Luft genannt; dieſe taugt für ſich allein nicht zum Athmen. Die andere Luftart, welche der vorhergehenden beigemiſcht iſt, beträgt ungefähr ein Viertheil und heißt Sauerſtoffgas oder Lebensluft. Dieſe allein kann von lebendigen Geſchöpfen geathmet werden und unterhält das Leben. Da wäre nun zu unterſuchen ....

— Könnten Sie denn nicht ſagen und beweiſen, daß allein die Luftveränderung an dem Zuſtande der Kranken ſchuldig ſei? unterbrach ihn der Kammerdiener mit einer Miene, in der mehr Angſt als Ironie lag. Es würde doch zur Beruhigung der Eltern dienen, und ....

— Das müßte zuvor genau ermittelt werden. Der atmosphäriſchen Luft ſind, nach Beſchaffenheit der Umſtände und Ausdünſtungen, noch verſchiedene andere Subſtanzen beigemiſcht, z. B. Waſſer, fixe Luft, Luftſäure, u. ſ. w. Je höher eine Gegend, deſto reiner iſt die Luft, d. h. deſto mehr enthält ſie dephlogiſtiſirte Luft; daher kommt es, daß man auf hohen Gebirgen ein Wohlbehagen empfindet, deſſen man in niedrigen Gegenden nicht fähig iſt. Nun liegt zwar Ludwigsluſt ziemlich tief, wenn man aber bedenkt, daß eben die reinere Luft das Leben zu ſchnell verzehrt, ſo ....

— Haben Sie der Kranken etwas verordnet? fiel der Kammerdiener mit Ungeduld ein.

— Etwas Kalmirendes; es ſteht aber dahin, ob ſie es nehmen wird, denn der Eigenſinn dieſer Art von Kranken ....

— Soll man ſie mit Gewalt dazu zwingen, wenn ſie etwa Schwierigkeiten ....

— Gott behüte, man muß ihr den Willen laſſen und ſie in allen Dingen ſchonend behandeln; ihr Zuſtand könnte ſonſt leicht in Manie übergehen; man hat viele Beiſpiele dieſer Art. Ich werde jetzt noch einige neuere Schriften, die von Wahnſinn handeln, nachleſen und dann mein weiteres Verfahren darnach ordnen, ſagte der Arzt und empfahl ſich mit Förmlichkeit.

— Der giebt uns wenig Troſt, Frau Schweſter, ſeufzte Sauerbek. Was nun anfangen? Die Sache zieht ſich in die Länge und muß zulezt an den Tag kommen. Lange kann ſie nicht verheimlicht werden. Wie richten wir es nun ein, daß ....

— Die Urſache muß verſchwiegen bleiben, und da muß uns der Herr ſouteniren, denn er ſelbſt .... Du wirſt alſo wohl daran thun, zu ihm zu gehen, um ihn ein wenig vorzubereiten, damit er nicht auf einmal ...

— Das iſt eine mißliche Sache, aber ein Chriſt

muß auf Gott vertrauen und unter allen Umſtänden .... Herr, wie du willſt, ſo ſchick's mit mir . . . In deine Hände lege ich .... ſagte der Schuft mit Salbung und ſchlich zur Thüre hinaus.

— Dem iſt die Heuchelei zur andern Natur geworden, ſprach die Kaſtellanin von Favorite, indem ſie ihm einen verächtlichen Blick nachwarf, aber ich muß geſtehen, daß es mir ſelbſt bei der Sache nicht ganz wohl iſt. Das fürſtliche Gewiſſen wird erwachen ... Nun, das läßt ſich beſchwichtigen ... Der Glaube macht ſelig, und einem Fürſten wird viel verziehen . . . Der Vater? . . . Was will der Seelenmäkler, er hat ſein eigenes Kind verkauft! So ſind nun die Folgen . . . er wird toben, aber er muß ſchweigen . . . Wenn nur der tolle Liebhaber nicht wäre, denn der allein . . . .

In dieſem Augenblicke flog die Thüre ungeſtüm auf und Karl v. Burniz ſtürzte wüthend herein. Frau B*** erblaßte; er faßte ſie krampfhaft am Arme, daß ſie vor Schmerz laut aufſchrie; ſein ganzer Körper erbebte vor innerer Wuth und ſeine Augen ſprühten Feuerfunken. „Weib! donnerte er die Erſchrockene an, „wo haſt du das Opfer der fürſtlichen Lüſte?“

— Mein Gott, ſtotterte ſie, laſſen Sie mich doch! Ich weiß ja gar nicht, was Sie wollen. Wen ſuchen Sie denn hier?

— Wen ich ſuche, fragſt du? Wehe dir, wenn die Schandthat vollbracht iſt! Sprich, elende Kupplerin, antworte mir!

— Du großer Gott, laſſen Sie ſich doch belehren! Nehmen Sie doch Vernunft an! Ich weiß ja von gar nichts . . . . Was wollen Sie denn von einem ſchwachen hilfloſen Weibe? erwiederte ſie bebend und ſuchte ſich von ihm loszumachen.

— Weib, ſagte er furchtbar, ich halte dich feſt, und eher ſoll deine verruchte Seele zum Teufel fahren . . .

Digitized by Google

Sprich, antworte, ſo lieb dir dein Leben iſt . . . Wo iſt das Opfer der fürſtlichen Lüſte? . . . Habt ihr es ſchon geſchlachtet?

— Du lieber Himmel, ich weiß ja von gar nichts, und bin ſo unſchuldig, als . . . Was kann ich dafür, wenn die Leute krank werden . . .

— Krank, hingemordet! rief er mit Entſetzen aus . . . Wo . . . wo?

Stumm deutete ſie auf das Nebenzimmer; er ſtieß ſie mit geballter Fauſt von ſich, mit einer Kraft, ſo, daß ſie taumelte, und gleich einem Wüthenden, ſtürzte er hinein. —

In dieſem Zimmer fand er ein Mädchen — es war Liſette; ſie ſaß am Fenſter und hatte den Kopf ſchwermüthig in die Hand geſtützt. Das Geräuſch weckte ſie aus ihren Träumen; ſie erhob ſich und trat ihm erblaſſend entgegen.

— Wo . . . wo? fragte er athemlos und ergriff ſie haſtig am Arme.

— O, Gott! Sie ſind . . . . Sie wiſſen ſchon . . . . Barmherziger Himmel! rief das Mädchen in ſchmerzlichem Tone aus.

— Was, was ſoll ich wiſſen? fragte er mit ſchrecklicher Stimme und durchbohrte ſie mit ſeinen Blicken. Gehörſt du auch zu der ehrloſen Bande, deren verfluchtes Geſchäft iſt, die argloſe Unſchuld zu morden?

— Nein, nein, betheuerte ſie mit Abſcheu, indem ſie zurücktrat und die Hand auf ihre Bruſt legte; man hat mich getäuſcht, entfernt, und hinter meinem Rücken wurde das Verbrechen begangen.

— Und jetzt iſt ſie krank . . . . ſterbend . . . . Vom Fluche der Schuld beladen . . . Von Gewiſſensbiſſen zermalmt! Wehe, wehe ihr! Zwiefach wehe ihren Verführern! . . . . Sprich, wo finde ich ſie? rief er aus und ſah mit zerſtörten Blicken umher.

— Laſſen Sie ab, ſagte zitternd das Mädchen und hing ſich mit flehender Miene an ihn. Sie könnten ihr den Tod bringen, und Ihr eigenes Herz würde der Anblick der Leidenden zerreißen.

— Was iſt der Tod, wenn das Lebensglück von zwei Menſchen zerſtört iſt? Laß mich, ich will den gefallenen Engel ſehen, und dann ... dann will ich furchtbar abrechnen mit ihren Mördern.

— Umſonſt! die Hand eines Mächtigen ſchützt ſie; Sie ſind Ihrer Rache unerreichbar, rief Liſette aus.

— Keiner ſteht ſo hoch, den ſie nicht treffen und zermalmen könnte, erwiederte er mit entſchloſſenem Ernſt. Was hat der zu fürchten, der ſein Alles verloren hat? Die Rache iſt ſüß, und mein Leben will ich für ſie hingeben.

— Laſſen Sie ab; Sie kennen den Zuſtand der Unglücklichen nicht; ihr Anblick würde Sie vernichten.

— Mädchen, hältſt du mich für einen weichherzigen Thoren? Habe ich noch keine Sterbende geſehen? Ich liebte dieſes Weſen mit aller Kraft meines Herzens, aber ich bin ein Mann. Ihre Seele iſt gemordet, was liegt an der morſchen Hülle? Ruhig werde ich ſie vergehen ſehen, und dieſer Anblick wird mich zu blutiger Rache waffnen.

— O, Gott, ſeufzte das Mädchen, wie glücklich wäre ſie, wenn der Tod ihren Leiden ein Ende machte! Sterben iſt nichts, aber Leben und . . . Der Anblick der Unglücklichen könnte Felſenherzen erweichen . . . Um Gotteswillen, gehen Sie nicht hin!

— Wie, Mädchen, welches finſtere Geheimniß der Hölle liegt hier verborgen! Könnt Ihr mehr thun, als Leib und Seele morden? Könnt Ihr Qualen erfinden, die ſich über das Ziel des Lebens hinaus erſtrecken?

— Fragen Sie mich nicht, unglücklicher Mann;

meine Zunge verſagt mir den Dienſt, das unſelige Wort auszuſprechen.

— Ha, Verrätherei, rief er mit drohender Stimme und faßte ſie mit gewaltiger Fauſt, du biſt auch im Komplott, du haſt dich auch gegen die Unſchuld verſchworen, aber ich will das Geheimniß aus deinem falſchen Herzen herauspreſſen, und ſollte ich dich hier mit meiner Hand zermalmen. Sprich . . . rede . . du haſt es mit einem Wahnſinnigen zu thun . . . Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr . . . ich könnte dich tödten . . .

— Das Mädchen erbleichte und ſagte mit ſtammelnder Zunge: Du haſt das Wort ſelbſt ausgeſprochen — ſie iſt wahnſinnig.

— Kraftlos ließ der Jüngling ſie fahren und taumelte, faſt bewußtlos, zurück. Wahnſinnig! ..... wiederholte er in wehmüthigem Tone, wahnſinnig! Ja, ihr habt das Maaß des Leidens voll gemacht . . . Ihr ſeid mehr als Mörder . . . Ja, ja, du haſt Recht, ſie ſtehen meiner Rache zu hoch, ſie ſind ihr unerreichbar . . . Gemeine, blutige Rache wäre zu wenig für dieſes Verbrechen . . . . Ich muß neue Qualen erſinnen, ſie zu ſtrafen . . . aber mein Gedächtniß verläßt mich . . . Iſt es denn wahr, was ich gehört habe? Nein, es iſt ein Traum. Wo bin ich denn? Ich glaube, ich bin ſelbſt wahnſinnig geworden, fügte er in ſeltſamem Tone hinzu.

— O, Gott mein Herr, rief Liſette erbleichend aus, dieſer Jammer geht über menſchliche Kräfte. Wehe den Teufeln, die ihn verſchuldet haben! Faſſen Sie ſich doch, lieber Herr! Es iſt wohl noch Hilfe möglich.

— Ich bin ja gefaßt, gutes Kind! verſetzte er in leiſem, ſonderbarem Tone. Führe mich nur zu ihr, ich will ſie ſehen; ſie wird eine rechte Freude an mir haben . . . ja, ja, das wird ſie, lachte er aus vollem Halſe.

Digitized by Google

— Nein, nein, jetzt nicht, nur jetzt nicht! Dieſer Anblick könnte beider Tod ſein, flehte das Mädchen mit aufgehobenen Händen.

— Willſt du mich wohl führen, du Schlange! brach der Jüngling in furchtbarem Zorne aus und umklammerte mit ſtarker Fauſt ihren Arm; „es ſoll ihr Tod ſein, und ich will auch ſterben.“

Widerſtrebend folgte das Mädchen; er ſtieß ungeſtüm die nächſte Zimmerthüre auf. Am Fuße ihres Bettes ſaß die Unglückliche, mit herabhängenden verwirrten Haaren; ihre Arme hingen ſchlaff am Leibe herab; ihre Wangen waren weiß wie Kalk, und die halberloſchenen, glanzloſen Augen ſtierten den Boden an. „Emilie!“ rief der Jüngling, von dieſem Anblick ergriffen und plötzlich wieder aufgeregt, und ſtürzte zu ihren Füßen.

Die Unglückliche hob matt das Haupt und betrachtete ihn mit ſtieren Blicken. Sie ſchaute ihn lange an; alle ihre Geſichtsmuskeln zuckten, und es ſchien, als ob ſie aus einem furchtbarem Traume zu erwachen ſuche. „Emilie!“ wiederholte er mit einer Stimme, die durch Mark und Bein drang.

Plötzlich belebten ſich ihre Züge und ein irres Feuer ſprühte aus ihren Augen. Ach, das iſt ja der Bräutigam! ſagte ſie freundlich und ſtrich ihm mit der weißen Hand über die wild herabhängenden Locken. Kommſt du endlich, die arme Emilie hat lange auf dich gewartet? Sie hat Stunden und Minuten gezählt, und du biſt nicht gekommen. Böſer Menſch, wo biſt du denn ſo lange geblieben? Haſt du denn nicht gewußt, daß ich hier bin? Hier iſt es recht ſchön, wir wollen hier die Hochzeit feiern. Ha, Verräther! du haſt mich verlaſſen, du kommſt zu ſpät, die Hochzeit iſt vorüber! fügte ſie in ſchrecklichem Tone hinzu und ſtieß den Knieenden mit dem Fuße von ſich.

Langſam ſtand der Jüngling auf, ſchränkte die

Arme übereinander und ſchaute mit ſtillem, furchtbarem Ernſt auf das unglückliche Weſen nieder. Dann ſagte er in feſtem, aber ſchrecklichem Tone: „Ja, ſie iſt wahnſinnig, und ich, Gottlob! bin es nicht. Der Augenblick, in dem ich es werden konnte, iſt vorüber. Der Himmel hat mir meinen Verſtand bewahrt, damit es ihm nicht an einem Rächer fehle. Hier, im Angeſichte des Himmels und der Erde, ſchwöre ich blutige Rache deinen Henkern. Komm, fügte er hinzu und faßte die Wahnſinnige an der Hand, der Boden brennt unter meinen Füßen, und der Athem, der in mir aus- und eingeht, wird mir zu Gift, bis ich meinen Schwur gelöſ't habe.

— Um Gottes willen, rief Liſette aus, was wollen Sie thun? Sie ſtürzen ſich ſelbſt ins Verderben.

— Schweige, Mädchen, erwiederte er finſter, du weißt nicht, weſſen die Verzweiflung fähig iſt. Komm, wiederholte er eintönig und faßte die Hand der Wahnſinnigen, ich will dich den Teufeln zeigen, die das Bild der Gottheit in dir geſchändet haben!

— Willſt du mich doch heirathen, Bräutigam? lachte die Wahnſinnige hell auf. Ich ſagte dir ja, die Hochzeit ſei ſchon vorüber.

Feſt ergriff der Jüngling ihre Hand und führte ſie langſam aus dem Gemache. Finſter blickend ſchritt er, durch die wohlbekannten Gänge, den fürſtlichen Zimmern zu. Das Hofgeſinde ſah, mit Verwunderung und Schrecken, den ſeltſamen Zug; aber ſeine düſtern, drohenden Blicke hielten es in der Ferne. Im Vorzimmer des fürſtlichen Kabinets ſtand ein Leibdiener. „Sage deinem Herrn, redete ihn der Jüngling mit furchtbarem Ernſt an: ich wünſche ihn zu ſprechen."

— Seine königliche Hoheit . . ? erwiederte furchtſam zaudernd der Diener und blickte ſcheu auf das ſonderbare Paar.

— Haſt du gehört, was ich dir ſagte? donnerte ihn

Jener an und ſtreckte den Arm aus, ihn zu faſſen. Der Diener wich erſchrocken zurück.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des fürſtlichen Kabinets. Sauerbeck, der Kammerdiener, trat heraus. Als er die Beiden erblickte, fuhr er erſchrocken zurück und zitterte am ganzen Leibe.

— Kennſt du dieſe, feiger Böſewicht? rief ihm der Jüngling mit einer Donnerſtimme zu. Er wollte fliehen, aber der Schrecken feſſelte ihn an die Stelle, auf der er ſtand. Todesbläſſe malte ſich auf ſeinem Angeſichte.

— Nimm deinen Lohn hin! ſagte der Jüngling gelaſſen, zog ruhig eine Piſtole aus dem Buſen und feuerte ſie gegen die Bruſt dieſes gewiſſenloſen Kupplers Ludwig.

* * *

Während auf dieſe Weiſe im Vorzimmer des Fürſten die in der Perſon Emiliens ſo gräßlich beleidigte Menſchheit gerächt wurde, ſaß Ludwig wie verſteinert in ſeinem Lehnſtuhle, die Augen gedankenvoll auf den Fußboden geheftet und ſeiner inneren Aufregung in einem ſo hohen Grade überlaſſen, daß er nicht einmal das Oeffnen der Thüre und das Hereintreten eines Mannes bemerkte, deſſen finſtere, verwegene Züge einen auffallenden Gegenſatz zu den bleiernen Umriſſen der fürſtlichen Gliederpuppe bildeten. Die Wahnſinnige an der Hand führend, blieb der Eingetretene dicht vor ihr ſtehen und warf einen durchbohrenden Blick auf den Großherzog, der, plötzlich aus ſeiner Erſtarrung auffahrend, demſelben mit Entſetzen in Ton und Miene ins Geſicht ſchrie:

— Cäſar Borelli ! ! ! . . . . .

— Ich bin's! erwiederte dieſer in eiſerner Ruhe. Was erſchrickſt du bei meinem Anblick? Hielteſt du mich etwa für den Unglücklichen, den deine Schergen drauſſen im Vorhof ſo eben ins Gefängniß ſchleppen? Haſt

du mich nicht vor einigen Tagen ſuchen laſſen? Hier bin ich, was willſt du von mir?

— Was treibt dich hieher und in dieſem Augenblicke? rief der Großherzog, mit Mühe ſich ſammelnd. Welche finſtere Pläne wälzeſt du in deiner Seele? Was führt dich an die Seite dieſer Verrückten? Oder kämeſt du hieher, um den Schleier eines Geheimniſſes zu lüften, das in ewiger Nacht begraben bleiben muß? . . .

— Ich komme mit dir abzurechnen; entgegnete der Fremde trocken. Wie haſt du dein Wort gehalten, während ich in fernen Landen war?

— Du wähleſt ſonderbar deine Stunde zur Rechtfertigung. Doch der Knabe lebt und befindet ſich in guter Obhut. Niemand hat Hand an ihn gelegt, verſetzte der Fürſt betreten und mit ungewiſſer Stimme.

— Ja, er lebt, der Erbe einer Krone, das nackte Leben habt ihr ihm gelaſſen. Kein Dolch war für ſeine junge Bruſt geſchliffen. Ihr ſeid barmherzig — in Blöße, Elend und Mangel ſollte er untergehen, damit ihr euch nicht eines „Mordes“ anklagen durftet. Iſt aber kein Mord, Jemanden an Körper und Geiſt moraliſch zu tödten? Heißt dieß das Verſprechen halten, das man mir gab, als ich zu dem Raube des Kronprinzen im Jahre 1812 das Meiſte beitrug?

— Davon wußte ich nichts; ich erfuhr es erſt ſeitdem . . . .

— Davon wußteſt du nichts! Ich glaube es dir — Unwiſſenheit iſt eine fürſtliche Entſchuldigung und die Wahrheit flieht euch, weil ihr ſie nicht ſucht. Sprich, warum haſt du mir nachſpüren laſſen?

— Weil du dein Wort, das du mir und der Geyersberg (Gräfin Hochberg) gabſt, gebrochen haſt und...... Der Großherzog ſchwieg verlegen.

Bayerische Staatsbibliothek München

— Und da wollteſt du auch mich in der Stille aufheben laſſen, um mir den Mund zu ſtopfen. Thor, der du biſt, Kerker und Riegel, ſelbſt der Tod hätte dein Geheimniß nicht bewahrt. Kennſt du meine Vorſicht nicht beſſer? Du biſt zwiefach in meiner Hand, wenn ich auch in deinen Banden läge. Noch vom Kerker aus kann ich dich verderben.

— Haſt du nicht geſchworen, das Geheimniß zu bewahren mindeſtens bis an meinen Tod?

— Das habe ich, auch hat mein Mund noch nicht geſprochen.

— Haſt du nicht der Großherzogin Stephanie Fingerzeige gegeben, daß ihr todtgeglaubtes Kind noch am Leben ſei?

— Gab mir unſer Vertrag hiezu nicht völliges Recht? Haſt du mir nicht auf das Evangelium geſchworen, dich nie ebenbürtig zu verheirathen und dem Beſtohlenen die Krone nach deinem Ableben wieder zu geben?

— Die Urkunde liegt verſiegelt. Noch lebe ich.

— Welche Kraft wird das todte Papier haben? Der Fürſten Macht endet mit ihrem Leben und weißt du, wie lange du noch leben wirſt?

— So lange es Gott gefällt, aber noch fühle ich die Kraft für lange Jahre in meinen Adern.

— Der Faden des Lebens kann plötzlich abgeſchnitten werden. Meinſt du, der edle Jüngling, der, ein Opfer deiner Laſter, jetzt in Ketten abgeführt und vielleicht bald zum Tode verurtheilt wird, habe weniger Lebenskraft in ſeinen Adern als du?

— Ha! ſinneſt du auf Meuchelmord? rief Ludwig aus und trat einen Schritt zurück.

— Nein! Aber der Laſterhafte iſt in der Hand des Volkes und die Folgen ſeiner Handlungen können im Nu zermalmend auf ihn zurückfallen. Das iſt die ſchlaue Erfindung von Teufel und Hölle. Blicke auf, dort ſitzt das Opfer deiner Lüſte — der ſchöne Körper, vor Kurzem noch in ſo inniger Harmonie mit dem Geiſte, in einen Wohnſitz des Wahnſinnes verwandelt!

Mit Schaudern richtete der Großherzog bei dieſen Worten ſeine Augen auf die Wahnſinnige, die gedankenlos an dem Fenſter ſaß und ſtumpfſinnig vor ſich hinblickte, ohne an irgend etwas Theil zu nehmen, was um ſie her vorgieng.

— Das iſt nur Eines deiner Verbrechen, fuhr der Fremde fort. Wehe dir! Wenn der Tod vor dein Lager tritt, werden ſie zu Hunderten deiner beängſteten Seele vorſchweben. Denke an deine Jugendreiſe in **Palermo** und an **Roſalien!!!**

— Menſch, rief der Großherzog erſchrocken aus und bebte zurück, biſt du allwiſſend? Welcher Dämon der Hölle hat dir dieſe Namen eingeflüſtert?

— Meinſt du, die Frucht eurer böſen Thaten verſchwinde ſpurlos von der Erde wenn ſie begangen und vergeſſen ſind? Das treue Herz iſt im Grabe gebrochen, aber noch lebt ein Zeuge deines Meineids.

— Wie, um Gotteswillen! Sprich, was weißt du?

— Du biſt Vater und wehe dir, daß du es nicht warſt .... nicht väterlicher handelteſt! Verlaſſen, hilflos in die Welt hinausgeſtoſſen, ward dein Sohn eine Beute des Laſters; große und edle Anlagen des Geiſtes und Herzens gingen im Elende unter. Er wurde ein Verbrecher, ein Mörder, das gefürchtete Haupt einer Räuberbande — und du, der Urheber ſeiner Tage,

wälzteſt dich im Schooße der Wolluſt, im Taumel der Macht, während ſeine Seele verloren ging!

— Gerechter Gott, rief der Großherzog wehmüthig, daran bin ich ſchuldlos! Warum verſchwieg man mir ſein Daſein?

— Meinteſt du, die Unglückliche, die Betrogene, die Verlaſſene würde zu deinen Füßen zurückkehren, um für die Frucht ihres Leibes einen Bettelpfennig zu erflehen?

— O, hätte ich es gewußt, hätte ich den Unglücklichen gekannt .....

— Du kannteſt ihn — o, furchtbarer Finger der Nemeſis! — er wurde ein Werkzeug deiner Verbrechen, ſagte der Unbekannte mit ruhigem, aber zermalmendem Tone, indem er einen durchdringenden Blick auf den Fürſten warf.

— Barmherziger Himmel! rief der Letztere in einer ſchrecklichen Ahnung aus.

— Ja, fuhr Jener eintönig fort, er ſteht vor dir, dieſer verlorne Sohn — das gefürchtete Haupt einer Räuberbande, der Genoſſe der Verbrechen ſeines Vaters!

— Gerechter Gott! rief der Großherzog ſchmerzlich aus und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

— Spare deine Verzweiflung, noch bin ich nicht zu Ende. Der Keim des Beſſeren, der in ihm lag, ſiegte, und er wendete ſich zur Tugend zurück. Das Andenken an ſeine Verbrechen hatte die Quelle der Freude in ſeinem Herzen ausgetrocknet, nur ein Troſt — der einzige und letzte ſeines Lebens — blieb ihm noch übrig: eine Tochter, ein Kind ſeiner erſten Liebe. Als er in fernen Landen ein Vergeſſen ſeiner ſelbſt ſuchte, gab er ſie in fremde Hände. — Er kehrt zurück und findet ſie, ein

wahnſinniges Opfer der blutſchänderiſchen Umarmung ſeines eigenen Vaters! . . . . "

Der Großherzog ſtieß einen lauten Schrei aus, warf einen Blick des Entſetzens auf die Wahnſinnige und ſtürzte ohnmächtig zu Boden.

* * *

Dergeſtalt ging es zu an dem Hofe dieſes ſüddeutſchen Tiberiſts. — — — Kehren wir jetzt zur Abwicklung unſeres Thema's zurück.

Digitized by Google

IX.

Die eigene Sicherheit; die immerwährenden Machinationen der Großherzogin Stephanie; vielleicht auch das Herannahen des Todes, tauſendfache Gewiſſensbiſſe, und endlich die fortwährende Beſorgniß, es könne doch einer der Mitwiſſer des Geheimniſſes wegen des eingekerkerten, aber doch noch lebenden, der Krone beraubten Kronprinzen plaudern und dasſelbe bis in die unterſten Sphären dringen: bewogen den Großherzog Ludwig, vielleicht auch nicht ohne das dringende Zureden eines gewiſſen Dritten, ernſtlich an Regulirung dieſer famöſen Angelegenheit und an völlige Vernichtung jeder daraus möglichen Gefahr in Bezug auf die Thronfolge nach ſeinem Ableben zu denken. Nach manchem Hin- und Her-Ueberlegen berief er eines Nachmittags (es war im Mai 1828) den Haupträdelsführer des Kaspar Hauserſchen Drama's — den Major v. Hennenhofer!

Dieſer Major v. Hennenhofer, deſſen Charakteriſtik wir abſichtlich bis zuletzt aufſparten, war das Haupttriebrad, oder richtiger geſagt, die gewandteſte Triebfeder des Großherzogs Ludwig. Engeſſer und Eſchbach erſcheinen im Vergleich zu ihm nur als ſekundäre Charaktere.

Nicht ohne Kopf, aber ohne alle Grundſätze, ohne Gewiſſen, ohne Religion, ohne Pietät, war er von jeher

die inkarnirteſte Nichtswürdigkeit ſelber Hinter der Larve eines Talleyrand iſt er zu Allem, wir ſagen zu Allem, ſelbſt der ſcheußlichſten Aktion fähig. Geyſan's Frivolität, Engeſſer's beichtväteriſche Verſchwiegenheit, Zeyher's Schamloſigkeit und die jeſuitiſche Durchtriebenheit dieſes Hennenhofer bildeten zu der über allen Ausdruck fein geſponnenen Rolle Ludwigs ein ſo unbeſchreibbares Enſemble, daß ſelbſt der Satan vor einer ſolchen Verbindung zurückgeſchaudert wäre. Dieſer Hennenhofer machte eine in Deutſchland unerhört ſchnelle Carriere. Der Krieg von 1814 fand ihn, wo wir nicht irren, noch als Handlungsdiener zu Gernsbach; um die Perſon Karls war er, wie wir geſehen, während der Vergiftungsgeſchichte als Feldjäger, und unter dem Großherzog Ludwig ſtieg er bis zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten! Wir werden die Dienſte, die mit einem ſo abnormen Avancement belohnt wurden, ſogleich kennen lernen:

Der Großherzog Ludwig nahm unter Andern auch vom Theater eine Figurantin, Mademoiſelle Werner zu ſeiner Maitreſſe; zeugte zwei Kinder mit ihr und machte ſie ſpäter zur Gräſin von Langenſtein. So ſehr in's Weite er auch die Mannigfaltigkeitsliebe in der Liebe trieb, bewies er dieſem Frauenzimmer eine beſtändige Anhänglichkeit; beſuchte ſie jeden Tag, ſetzte ein unbegrenztes Vertrauen in ſie und vermachte ihr auch nach ſeinem Tode den größten Theil ſeines Privatvermögens, das ziemlich bedeutend war. Dieſe Mademoiſelle Werner beſaß eine Schweſter, welcher Hennenhofer die Kur machte und die er damals zu ehelichen im Begriffe ſtand. Da indeß Hennenhofer außer ſeinem Degen und einem monatlichen unbedeutenden Offizier-Gehalt durchaus kein klingendes Vermögen beſaß, und Mamſell Werner die vorſichtige zu ſpielen ſchien, ſo erklärte ſich Ludwig insgeheim zu jedem möglichen Opfer bereit.

Von dieſer Zeit an wußte die ganze Stadt, daß Ludwig und Hennenhofer durch unzertrennliche Bande an einander gekettet.

Seit 1815 in die geheimſten Verbrechen der Reichsgräfin v. Hochberg, der Gräfin v. Langenſtein und die furchtbare Sequestration des geſtohlenen Kronprinzen eingeweiht, war Hennenhofer der rechte Arm Ludwigs.

Dieſen Hennenhofer ließ Ludwig alſo kommen, um über die möglichſt kurze und zweckmäßige Beſeitigung des eingekerkerten Kronprinzen zu rathſchlagen. „Hätte man gleich im Anfang meinem Rathe gefolgt, ſo wären uns all' dieſe Verlegenheiten erſpart worden, und kein Hahn würde jetzt nach dieſer alten Geſchichte mehr krähen." Dies waren die erſten Worte Hennenhofers, als er in jene Konferenz trat. Allein Hennenhofer ſagte dies nur, um deſto ſicherer die Früchte der alleinigen Aushilfe zu ernten. Doch blieb uns bis jetzt unbekannt, wer in jener Konferenz dieſen Plan Hennenhofers am meiſten bekämpfte, ſoviel iſt ſicher, daß der Plan, der bald darauf in Ausübung kam, vom Hennenhofer mißbilligt, aber von Ludwig und noch einem dritten Kopfe entworfen wurde. Es ſoll ſich nämlich in dieſem dritten Kopfe anfänglich nicht nur um Befreiung des Prinzen, ſondern ſogar darum gehandelt haben, den unglücklichen Prinzen aus dem Kerker ſofort zu befreien und trotz aller Traktate und diplomatiſchen Vorkehrungen zum Thronfolger zu ernennen. Nichts als Luftſchlöſſer: bloße Hirngeſpinnſte: Hennenhofer hatte beſſere in ſeinem Sack und nach einer mehrſtündigen geheimen Unterredung mit Ludwig wurde beſchloſſen, daß ſich Hennenhofer nach Hochſal, — wo der unglückliche Prinz vegetirte und er ihn ſchon öfters als Oberkerkermeiſter inſpizirt hatte — begebe, davon aber außer dem mittlerweile zum Pfarrer avancirten Eſchbach und den wenigen Vertrauten bei Hofe, Niemanden etwas von der ferneren

Exiſtenz dieſes Geſchöpfs ahnen zu laſſen. Um ferner ganz unerkannt und deſto behutſamer den Plan ausführen zu können, wurde beſchloſſen, daß Henneuhofer alle Zeichen ſeiner gewöhnlichen Tracht ab- und eine ihn unkenntlich machende Kleidung anlegen und Niemanden, außer Eſchbach, ſein Inkognito mitgetheilt werden ſolle, zu welchem Zwecke man dem Letzteren auf der Stelle das Nöthige meldete.

Es war im Frühjahre (den 23. Mai) 1828. Ohne allen Aufenthalt, ohne alle Mühe, ohne alle Beſchwerlichkeit, als die ſeiner Larve, gelangte Hennenhofer in der Nacht vom 22. zum 23. Mai unter Begleitung Eſchbachs bis vor die Thüre des halbunterirdiſchen Kerkers, deſſen zwei kleine, längliche, wohlvergitterte Fenſterlöcher mit hohen Holzſtößen ſo eng umſtellt waren, daß nur ein ſchwaches Dämmerlicht in dieſe Marterkammer dringen konnte. Hier, unter dem matten Scheine einer ſogenannten Spitzbubenlaterne fand er, rückwärts ausgeſtreckt auf halbfaulem Stroh das bejammernswerthe Opfer fürſtlicher Ehrſucht! Dumpf vor ſich hin ſchnarchend lag dieſe menſchenähnliche Kreatur in tiefem Schlummer, nicht ahnend, was mit ihm vorgenommen werden ſollte; der Prinz hatte nichts auf dem Leibe als ein Hemd und kurze, nach hinten offene Hoſen; an der Seite des Knaben ſtanden zwei weiße, hölzerne Pferdchen und ein weißhölzerner Hund, mit denen er zu ſpielen pflegte und denen noch verſchiedene kleinere Spielſachen um den Hals hingen, mit deren Beſchreibung wir uns indeß nicht aufhalten wollen, da bereits hunderte von Büchern darüber ſprechen. Ein hölzernes Gefäß (nach Hauſers eigenen Worten: ein Topf mit einem Deckel) in einer ausgehöhlten Vertiefung angebracht, diente zur Befriedigung ſeiner natürlichen Bedürfniſſe.

Verwundert, oder eigentlich mehr erſchrocken über dieſen ungewöhnlichen Beſuch, erhob der aus ſeinem

Schlafe gerüttelte, bleiche Jüngling, deſſen Antlitz die Sonne vielleicht ſeit der Stunde ſeiner Geburt nur zweimal beſchienen hatte: die großen hellen Augen, welche ausdruckslos dem ungewohnten Beſucher entgegenſtarrten. Es wird ſich genau bei einer näheren, nicht gar zu tölpelhaft anzuſtellenden Nachforſchung ergeben: ob Hennenhofer oder Eſchbach allein, in der letzteren Zeit den Unterricht des Eingekerkerten leitete? Erwieſen iſt, daß der Unglückliche in jener Nacht in Folge der ſeit Kurzem mit ihm vorgenommenen Uebungen im Gehen ſich bedeutend angeſtrengt fühlte, und im erſten Augenblicke der Ueberraſchung oder des Schreckens zu ſeinen Pferden rutſchte und nicht aufſtehen wollte, worauf ihn aber der ꝛc. Eſchbach an die Wand hob, ihn ſodann ohne Weiteres auf den Rücken lud und aus dem Kerker ins Freie hinaustrug. Mehrere in dieſer ganzen Sache ſehr wohl unterrichtete Perſonen wollen zwar wiſſen, daß Hennenhofer die Befreiung ganz allein und ohne Zuziehung des ꝛc. Eſchbach beſorgt habe; ohne uns indeß zu ſehr in die Ermittelung der für die Hauptſache gleichgültigeren, ſich in der Unterſuchung von ſelbſt ergebenden Nebenumſtände und Einzelnheiten zu verlieren, bemerken wir hier noch ausdrücklich, daß Hennenhofer den Befreiten auf einem bereitſtehenden Wagen verbarg und mit ihm unter Beobachtung eines uns bis auf den heutigen Tag räthſelhaft gebliebenen Inkognito's ohne das geringſte Hinderniß die Reiſe von Hochſal über den Bodenſee, Lindau ꝛc. ꝛc. bis in die Gegend von Nürnberg zurücklegte.

Unbekannt mit dem, was außerhalb ſeines Körpers vorgegangen; unbekannt mit Allem, was ſich ſeit dem Augenblick, wo er als Säugling der äußern Welt gleichſam phyſiſch und moraliſch entriſſen, ereignete: athmete er nach ſechszehn Jahren wieder zum erſten Male die freie Luft! —

Digitized by Google

Den weiteren Verlauf der Befreiungs- und reſp. Erziehungsgeſchichte des Prinzen unter dem Namen Kaspar Hauſer ſeit dem Momente ſeiner Erſcheinung auf dem Unſchlittmarkte zu Nürnberg, kennt man; ſtatt ihn als einen verwahrlosten Knaben in irgend eine Anſtalt geſteckt und ihn nach Verfluß von vier Wochen der Vergeſſenheit übergeben zu ſehen, wie dies Hennenhofer mit Rückſicht auf die in dem Begleitungsbriefe an den Rittmeiſter v. W. enthaltenen Myſtifikationen ſicher vermuthete: wurde der unbekannte Findling alsbald der Gegenſtand öffentlicher, allgemeiner Aufmerkſamkeit; ganz Europa intereſſirte ſich für das Nürnberger Adoptivkind; ſeine Geſundheit gedieh unter sorgfältiger Pflege und angemeſſener Beſchäftigung immer beſſer; der Kreis ſeiner Ideen, das pſichologiſche Faſſungsvermögen des Adminiſtrirten erweiterte ſich immer mehr, und an allen Orten ſprach man von Hauſers geiſtiger Entwickelung. Das Publikum erzählte ſich Wunderdinge von ſeinen überraſchenden Fortſchritten; eine Unterſuchungskommiſſion wurde niedergeſetzt; alle verheimlichten Schwangerſchaften und Entbindungen ſchienen auf dem Momente ihrer Entdeckung; Broſchüre erſchien über Broſchüre; die Viſionen der verwittweten Großherzogin Stephanie gewannen immer mehr Realität; die ſonderbarſten Gerüchte verbreiteten ſich bereits über des Unglücklichen hohe Herkunft und ſchon zitterte man in Karlsruhe vor der Möglichkeit einer Entdeckung. Etwas mußte geſchehen, um die Aufmerkſamkeit von dieſer Gegend abzulenken und auf die geheime Veranlaſſung des Erbprinzen, jetzigen Großherzogs Leopold, wurde der nomadiſirende Geſangbuchsfabrikant Lord Stanhope zu der Rolle gewonnen, die er ſpäterhin ſo tölpelhaft ſpielte, daß bei nur einigermaßen sorgfältigerer Kontrolle der Handlungsweiſe dieſes Menſchen in München und Ansbach, ſchon damals das ganze Geheimniß verrathen worden wäre.

Aber eben dieſe Interkurrenz Stanhope's war es, die dem ſcharfſichtigen Hennenhofer im höchſten Grade mißfiel; er fürchtete ihn mehr als er ihn haßte und da ſich um dieſe Zeit die Befürchtungen deſſelben nun gar noch dadurch vermehrten, daß er in der Allgemeinen Augsburger Zeitung einen Artikel las, worin es hieß; „Kaſpar Hauſer arbeite an ſeiner Lebensgeſchichte," ſo betrachtete Hennenhofer von jetzt an die gänzliche Beiſeitſchaffung dieſes Findlings als eine unerläßliche Maßregel zu ſeiner eigenen Nothwehr. Verſtohlen reiste er daher in die Gegend von Nürnberg und der Mann mit dem ſchwarzen Kopfe, der ſich am 17. Oktober 1829 in die Nähe des Abtritts im Profeſſor Daumerſchen Hauſe zu Nürnberg ſchlich und welchen Hauſer für den Schlotfeger gehalten; war Niemand anders — als Hennenhofer!

Allein dieſer Mordverſuch blieb, wie alle Welt weiß, fruchtlos; Hauſer genas wieder, die Vorſichtsmaßregeln ſeiner Beaufſichtigung wurden in Folge deſſen nur noch verdoppelt, und die verdächtigſten Gerüchte wiederholten ſich in den Zirkeln von Karlsruhe; die Beſorgniſſe des Mörders, ſowie diejenigen Ludwigs ſtiegen deshalb nur um ſo höher. Dazu wurde der völlig zerrüttete Organismus des Großherzogs Ludwig um dieſe Zeit immer ſiecher; die immer mehr zunehmende Hinfälligkeit des alten Sünders ſollte daher, wenigſtens vorläufig, die Ausführung neuer Pläne Hennenhofers hinausſchieben, indem es ſich durchaus nicht im Voraus berechnen ließ, welche Rückwirkung das Ableben Ludwigs auf ihn (den Hennenhofer) und Konſorten ausüben werde. Ludwig ſelbſt äußerte ſich gegen Hennenhofer: daß er den Todeswurm bereits nagend in ſeinen Eingeweiden fühle und nur noch das Auge und der Magen, ſo zu ſagen, in der alten Maſchine noch thätig ſeien. Alle ärztliche Kunſt vermochte einem ſo ausgemergelten Stamme keine

neue Lebensſäfte mehr zu bereiten und durch den bei ihm bis zu den höchſten Raffinements ausgebildeten Hang zur Wolluſt noch bis zu dem letzten Augenblicke gequält: ſtarb er am 30. Merz 1830, — ſprichwörtlich — auf der Gräfin von Langenſtein!

Mit dieſem Ereigniß beginnt eine neue Phaſe unſerer Geſchichte.

Digitized by Google

X.

Der Tod Ludwigs ſetzte die mit dem Kaſpar Hauſer'ſchen Drama in Verbindung ſtehenden Perſonen in nicht geringe Verlegenheit. Noch in der Stunde des Todes des dahingeſchiedenen Regenten verſammelte ſich der Geheime-Staatsrath, in welchem damals der Präſident v.*** (Vater des unglücklichen Karl v. B***, des Geliebten Emiliens) den Vorſitz führte. „Sie wiſſen alſo jetzt, meine Herren," ſchloß er eine ſehr merkwürdige Rede, „daß ein rechtmäßiger Thronerbe lebt, der auf eine verbrecheriſche Weiſe der Nachfolge im Großherzogthum beraubt worden iſt. Es liegen dafür die überzeugendſten Beweiſe vor, es leben noch Theilnehmer und Mitwiſſer des Verbrechens, deren Ausſagen das etwa noch Mangelnde ergänzen werden. Der regierende Großherzog hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, und es fragt ſich nun: für wen die Erbhuldigung einzunehmen iſt. Der legitime Nachfolger iſt abweſend, er iſt ein an Geiſt und Körper verwahrloſter Jüngling; Sie kennen unſere Verhältniſſe und wiſſen, daß jeder Zweifel in der Nachfolge eine Veranlaſſung herbeiführen könnte, die regierende Dynaſtie gänzlich auszuſchließen. Jede Zögerung alſo, die Erbhuldigung auf der Stelle für einen anweſenden Prinzen, der den Thron ſogleich beſteigen könnte, einzunehmen, müßte der

fürſtlichen Familie und dem Lande höchſt verderblich werden. Sie wiſſen, daß ich immer ein Mann des ſtrengen Rechts bin, aber es giebt dringende Fälle, in denen die Staatsklugheit gebietet, davon abzuweichen. Ein ſolcher Fall ſcheint mir der vorliegende zu ſein. Ich beſcheide mich übrigens und bin bereit, die Meinung meiner verehrten Herren Kollegen anzuhören."

Die Mitglieder des Geheimenſtaatsraths ſchwiegen und ſahen einander verlegen an. Keiner wollte der Erſte ſein, ſeine Meinung zu ſagen? „Der Fall iſt bedenklich . . . begann Einer und räuſperte ſich. Einzig in ſeiner Art . . . . fiel ein Zweiter ein. Gehört unter die Casus rariores . . . fügte ein Dritter hinzu. Rarissimos . . . ergänzte ein Vierter.

„Sie ſcheinen demnach einzuſehen, meine Herren, nahm der Präſident wieder das Wort, daß die vorliegende Frage eine von denjenigen iſt, auf welche ſich die gewöhnlichen Regeln nicht anwenden laſſen. Es freut mich, daß Sie hierin meine Anſichten theilen. Die Folgerung daraus wäre, daß die Dringlichkeit der Umſtände gebietet, hier eine Ausnahme von der Regel zu machen und, mit Ausſchließung des legitimen Thronfolgers, für den Erbgroßherzog Leopold, bisherigen präſumtiven Erben, die Huldigung einzunehmen."

— Huldigung einzunehmen . . . wiederholte einer der Geheimeräthe gedankenlos. — Allerdings, ſagte ein Zweiter, die Erbhuldigung pflegt immer, wenigſtens von dem Militär, alsbald nach des Regenten Ableben für deſſen Nachfolger eingenommen zu werden. — Quæritur, wer dieſer Nachfolger ſei? fragte ein Dritter mit einer bedenklichen Miene. — Das iſt eben die Frage, fügte ein Vierter hinzu. Dies waren die Redner des Geheimenrathes; die übrigen Mitglieder begnügten ſich, mit einer nachdenklichen Amtsmiene zu ſchweigen.

In dieſem Augenblicke trat der Erbgroßherzog

Digitized by Google

Leopold in den Saal. Der Geheimerath erhob ſich. Der Prinz trat mit edlem Anſtand oben an die Tafel, verbeugte ſich und ſagte: „Der Herr Präſident wird Ihnen die Lage der Dinge dargeſtellt haben, wie ſie iſt. Es wird überflüſſig ſein, Ihnen meinen Schmerz über dieſe betrübenden Thatſachen auszudrücken, welche für unſere Familie ſowohl, als für das Land die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen können. Im Uebrigen bürgt Ihnen mein Charakter dafür, daß ich feſt entſchloſſen bin, meinem unglücklichen Verwandten die ihm durch ſeine Geburt verliehenen heiligen Rechte nun und nimmermehr zu entziehen. Nun iſt die Frage, wie dieſes geſchehen könne, ohne daß dem Lande daraus augenblickliche nachtheilige Folgen erwachſen. Dieß wird der Gegenſtand Ihrer Berathung ſein, meine Herren. Jetzt aber ſollen die Mitſchuldigen des Verbrechens in meiner Gegenwart verhört werden, theils um ſämmtliche Thatſachen gründlich zu erheben, theils um den Grad der Mitſchuld auszumitteln und nach demſelben die Verbrecher zur gebührenden Strafe zu ziehen. Herr Präſident, ich übertrage Ihnen den Vorſitz.“

Der Geheimerath Engeſſer und der Adjutant v.** wurden eingeführt. Erſterer nahm Platz und der Präſident fragte ihn: Haben Sie Mitwiſſenſchaft von dem an dem legitimen Thronfolger dieſes Großherzogthums verübten Verbrechen gehabt?

— Ja, aber erſt nachdem es begangen und deſſen Folgen nimmer zu verhindern waren.

— Seit wann wiſſen Sie davon?

— Seit etwa zwölf Jahren.

— Warum haben Sie nicht der geſetzmäßigen Behörde Anzeige davon gemacht?

— Welcher Behörde hätte ich dieſe Anzeige machen können?

— Dem Geheimenſtaatsrathe.

— Wie konnte ich das; der Großherzog führte darin den Vorſitz, und Sie wiſſen jetzt ohne Zweifel ſelbſt, meine Herren . . . Es wird überflüſſig ſein, Ihnen über dieſen Punkt weitere Winke zu geben. Welche Beweismittel hätte ich auch gehabt, wenn ich es wagen wollte, gegen den Mächtigſten im Staate aufzutreten, und in welche bedenkliche Lage würde ich durch die Enthüllung eines ſo furcht-baren Geheimniſſes die großherzogliche Familie und das Land geſetzt haben? Meine wohlerwogene Pflicht als Staatsdiener gebot mir alſo blos ein ſtrenges Stillſchweigen, was ich auch unverbrüchlich gehalten habe. Sie ſelbſt, meine Herren, wenn Sie die Lage des Landes wohl bedenken, werden auch zu keinem andern Reſultat gelangen. Nach meiner innigſten Ueberzeugung würde es höchſt unpolitiſch und von den verderblichſten Folgen ſein, ein ſo entſetzliches Geheimniß vor den Augen der Welt aufzudecken. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, und ich ſehe getroſt Ihrem Urtheil entgegen."

Der Präſident warf fragende Blicke auf die Verſammlung; die Mitglieder des Geheimenraths ſchwiegen; er wendete ſich nun mit den Worten zu dem Befragten: Wir danken Ihnen für Ihre offenen Mittheilungen, und ich bezeuge Ihnen im Namen des Geheimenraths meine Freude, eines ſeiner Mitglieder von einem auf ihm ruhenden ſchweren Verdacht auf ſolche Weiſe gerechtfertigt zu finden. Der Geheimerath wird in dieſer Beziehung einen Beſchluß faſſen, wie er den Umſtänden und ſeiner Gerechtigkeitsliebe angemeſſen iſt."

Engeſſer entfernte ſich mit einer Verbeugung, und der Major v. Hennenhofer wurde eingeführt. Er trat mit gewohnter Ruhe, faſt mit Gleichgültigkeit herein nnd warf einen kalten, ſpöttiſchen Blick auf die Verſammlung.

„Iſt Ihnen von einem Individuum bewußt, fragte

der Präſident mit einiger Verlegenheit, das neuerdings in Nürnberg unter dem Namen . . . . .

„Kaspar Hauſer aufgetreten iſt, fiel der Befragte ruhig ein, und eine große Celebrität erlangt hat. Freilich kenne ich dieſes Individuum, wie Sie es zu nennen belieben, und Sie ſcheinen es auch zu kennen. Dieſes Individuum, um es Ihnen mit einem Worte zu ſagen, iſt Ihr legitimer Souverän, der um ſeine Krone beſtohlene Erbe dieſes Großherzogthums, der verlorne und todtgeglaubte Sohn der verwittweten Großherzogin Stephanie. Was wollen Sie weiter wiſſen?“

Betroffen von dieſer Keckheit, verſtummte der Präſident einen Augenblick und die Mitglieder des Geheimenſtaatsraths warfen ſich ungewiſſe Blicke zu. Der Erbgroßherzog ſtand aufrecht und betrachtete den Hennenhofer mit einer Miſchung von Staunen und Verachtung.

„Sie ſprechen mit ſolcher Beſtimmtheit, fuhr der Präſident nach einer Pauſe fort, von einem großen, an dieſer Perſon begangenen Verbrechen, daß Ihnen nothwendig das Nähere davon bekannt ſein muß.“

„Allerdings weiß die näheren Umſtände Niemand beſſer, als ich.“

„Solche Dinge ſind in ihrem kleinſten Detail gewöhnlich nur den Theilhabern des Verbrechens ſelbſt bekannt. Haben Sie demnach an dieſem Verbrechen Theil genommen?“

„Ein Verbrechen nennen Sie es, erwiederte der Befragte lächelnd; das iſt eine ſonderbare Bezeichnung eines gewöhnlichen Staatsſtreichs, der in der Geſchichte tauſendmal vorkommt. In der That es wimmelt in der Geſchichte von Prinzen, die den Nächſten am Throne auf irgend eine Weiſe entfernt und bei Seite geſchafft haben, um ſich ſelbſt an deſſen Platz zu ſetzen. Das Nämliche nun hat unſer höchſtſeliger, in Gott ruhender Souverän gethan. Daß er dazu Gehilfen brauchte, iſt ſehr natürlich,

und es gereicht mir zur Ehre, einer derſelben geweſen zu ſein. Ein Verbrechen iſt das nicht, ſondern ein wohlgelungener Staatsſtreich, der Anerkennung und Belohnung findet. Die habe ich nun auch gefunden, und die Orden, welche meine Bruſt zieren, ſind das Wenigſte, was er mir eingetragen hat. Belieben Sie noch mehr zu wiſſen?“

Die Richter erſtarrten auf ihren Sitzen. Der Präſident ſammelte ſich und ſagte mit Würde: „Wenn Sie durch Frechheit Ihre ſchlimme Sache zu verbeſſern ſuchen, ſo möchten Sie ſich ſehr irren.“

„Herr Präſident, verſetzte der Befragte gelaſſen, meine Sache iſt nicht ſchlimm, ſondern gut. Wenn Sie etwa glauben, daß ich etwas für mich fürchte, ſo täuſchen Sie ſich ſehr. Wenn der Geheimerath ſo wenig in Verlegenheit wäre, ſich aus dieſem böſen Handel zu ziehen, als ich, ſo würde er ſich Glück wünſchen.

„Ein Staatskörper, der ſeine Pflicht vor Augen hat und dem das Recht zur Seite ſteht, kann niemals im Zweifel ſein, was er zu thun hat; entgegnete ſtolz der Präſident.

„Wenn das iſt, antwortete Jener mit offenem Spott, ſo laſſen Sie dem Rechte ſeinen vollen Lauf. Machen Sie der großherzoglichen Leiche den Prozeß und verſcharren Sie dieſelbe, ſtatt ſie in dem Erbbegräbniß oder in der Schloß- oder Stadtpfarrkirche beizuſetzen: unter dem Galgen; erklären Sie den hier gegenwärtigen Prinzen des Thrones verluſtig; ſchicken Sie eine Deputation des Geheimenraths nach Nürnberg ab, um den an Leib und Seele verkrüppelten legitimen Nachfolger auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen; ſuſpendiren Sie die Erbhuldigung auf Gefahr, das Land in fremde Hände zu liefern — dann, — dann allein können Sie mich als einen Verbrecher richten.“

Der Geheimerath war ſichtbar betroffen über dieſe

unerhörte Frechheit; ſelbſt der Präſident verſtummte. „Wenn Sie glauben, fuhr er fort, nachdem er ſich geſammelt hatte, daß alle dieſe Schritte nöthig ſeien, um Sie als Verbrecher zu ſtrafen, ſo möchten Sie ſich irren. Sie haben ein Verbrechen begangen, deſſen Sie überwieſen und geſtändig ſind, und weiter braucht es nicht, um die darauf geſetzte Strafe in Anwendung zu bringen.“

„Sie werden doch nicht hoffen, mich mit leeren Worten zu ſchrecken, Herr Präſident. So weit wird man die Sache nicht treiben, ich kenne den Gang der Dinge beſſer. Blos um mich ſtrafen zu können, wird man das Andenken des verſtorbenen Großherzogs, die Würde der großherzoglichen Familie und die Zukunft des Landes nicht auf das Spiel ſetzen. Glauben Sie denn, daß ich irgend Jemand ſchonen würde, wenn man mich vor Gericht ſtellte?“

Der Präſident gerieth in einige Verlegenheit und ſah den anweſenden Erbprinzen an; dieſer trat auf den Hennenhofer zu und ſagte in verächtlichem Tone: Sie ſind ein elender Menſch! Sie haben Recht, um Ihretwillen wird man wahrlich das Andenken des höchſtſeligen Großherzogs, der leider ſchwach und in ſchlechten Händen war, nicht beſchimpfen, und noch weniger wird man die Zukunft der großherzoglichen Familie und des Landes in Gefahr ſetzen. Alles deſſen aber bedarf es nicht, um Sie zur verdienten Strafe zu ziehen. In einem ſolchen Falle, wo es das Wohl des Landes gilt, wird es der Geheimerath, mit meiner Zuſtimmung, wohl auf ſich nehmen, von dem gewöhnlichen Gang der Geſetze abzuweichen. Man wird Sie, um Ihre Frechheit zu bändigen, gleich von hier aus abführen und in ein Gefängniß werfen, wo Ihnen der Mund für die ganze Zeit Ihres Lebens geſchloſſen ſein wird.“

„Meinen Sie, gnädigſter Herr? erwiederte Hennenhofer und ſchaute dem Prinzen frech in's Geſicht. Das

wird man bleiben laſſen, fügte er ſpöttiſch hinzu. Freilich, die Fürſten ſind immer die Verführten — die Opfer ihrer — Umgebungen; ſie ſind blos ſchwach und alle ihre Sünden werden auf die Schultern ihrer Werkzeuge geladen. Das macht mich aber nicht irre; ich weiß, daß man ſelbſt laſterhaft ſein muß, um Werkzeuge und Genoſſen ſeiner Laſterhaftigkeit zu ſuchen und zu finden. Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin; aber wer erntete denn die Früchte jenes Verbrechens, als der laſterhafte Großherzog, den man jetzt im Grabe noch zu einem halben Heiligen ſtempeln möchte? Und ich ſollte büßen, damit ſein Name nicht gebrandmarkt werde! So dumm bin ich nicht. In einen einſamen Kerker wollt Ihr mich vergraben und glaubt mir dadurch den Mund auf ewig zu ſtopfen! Ihr irrt Euch ſehr. Ich bin ſo klug geweſen, mich auf alle Fälle vorzuſehen; es iſt ſichere Vorſorge getroffen, die ganze ärgerliche Geſchichte durch den Druck zur öffentlichen Kunde zu bringen, ſo wie mir das geringſte Leid widerfahren wird. Jetzt begraben Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen beliebt.“

Dieſe Worte machten ſichtbaren Eindruck auf die Verſammlung. Der Präſident erhob ſich und zog den Erbgroßherzog bei Seite. Nach einer langen und eifrigen Unterredung mit ihm, befahl er den Gefangenen abzuführen. Dieſer warf im Abgehen einen ſpöttiſchen, triumphirenden Blick auf die Verſammlung.

XI.

Dieſe Sitzung des Geheimrathes dauerte die halbe Nacht durch. Am andern Morgen wurde die Huldigung für den Erbgroßherzog Leopold, als Nachfolger in der Regierung, eingenommen. Die verſchiedenartigſten Gerüchte über dieſe in Dunkel gehüllten Vorgänge liefen in der Stadt herum, bildeten eine Zeitlang das Tagesgeſpräch und wurden dann, da man auf keinen ſicheren Grund kommen konnte, durch andere Gegenſtände verdrängt. Der Geheimerath war zu dem ſtrengſten Stillſchweigen ausdrücklich verpflichtet worden. Der verwittweten Großherzogin Stephanie ſuchte man dieſe gefährlichen Andeutungen in Bezug auf die Exiſtenz ihres Sohnes, angeblich um ihrer eigenen Ruhe willen, als Täuſchung darzuſtellen; beſonders ihr durfte dieſe ganze Prozedur unter keinerlei Umſtänden verrathen werden und hierin lag auch wohl einer der Hauptgründe, weshalb man die Verbrecher mit Schonung behandelte. Man begnügte ſich, um das Geheimniß zu ſichern, ſie aus der Nähe des Hofes zu verbannen und namentlich Hennenhofer wurde auf dem bereits früher erwähnten Schloſſe Mahlberg im Bezirksamt Ettenheim — ſcheinbar zur Ruhe geſetzt. Daß dieſe Ruhe wirklich nur eine ſcheinbare war, werden wir ſpäterhin nachweiſen.

Während dies Alles in Karlsruhe vorging, zerbrach ſich Europa über die Herkunft des Nürnberger Adoptivkindes den Kopf; ſelbſt die Julirevolution machte in den reſidenzſtädtiſchen Theezirkeln weniger Aufſehen als die Erſcheinung und Geſchichte Kaspar Hauſers. Bald hielt man ihn für einen Sohn des ehemaligen Kurfürſten von Mainz; bald für das uneheliche Kind eines katholiſchen Domherrn aus Sachſen, der ſich in den Jahren 1811—12 mit einem Frauenzimmer aus guter Familie eingelaſſen, in Folge deſſen dieſelbe in der Stille einen Sohn geboren habe, welcher von ihr einer Frau zur Erziehung übergeben worden und der jetzt zum Vorſchein gekommene Kaspar Hauſer vielleicht ſein könne. Dieſe Dame reiste auch in der That Behufs einer Konfrontation perſönlich in die Nähe von Ansbach; überzeugte ſich aber bald, daß der Findling durchaus keine körperliche Aehnlichkeit mit ihrem verſchwundenen Sohn habe und auch nicht die geringſte kindliche Sympathie in der Bruſt Kaspar Hauſers bei dieſem ſehr geheim gehaltenen Rendez-vous erwache. Der Oberlieutenant Hickel wohnte, wenn wir nicht irren, dieſer ſeltſamen Erkennungsſzene bei.

Eine Menge anderer bisher geheimgehaltener Familienſkandale ſchienen ebenfalls ihrer Entdeckung nahe; namentlich ſollte Kaspar Hauſer der einzige Sohn eines Grafen von Arco, (welcher 1809 auf dem Schlachtfelde geblieben) und von einem Grafen von Pappenheim einer unermeßlichen Erbſchaft halber bei Seite geſchafft worden ſein. Es erfolgte auch deshalb eine ſehr gründliche Widerlegung in der Allgem. Augsburger Zeitung und die öffentliche Meinung ward von dieſer Seite abgelenkt. Am Gründlichſten urtheilten die Nürnberger Spießbürger. Dieſe meinten nämlich: daß „ihr Kaspar“ allerdings von hoher und vornehmer Herkunft abſtamme müſſe, da man wegen Jemanden ihres Gleichen

keine Mordverſuche anſtelle; ihrer Anſicht nach ſei er aber ſicher aus ſouveränem Geblüte, weshalb ſie ihn von jenem Attentat an beſſer pflegten und ſich der gewiſſen Ausſicht überließen, dafür in Zukunft große Ehre und Vergütung zu erhalten. Dieſe einfache Anſicht fand auch bei den Scharfſichtigeren inſofern ihre Beſtätigung, als wirklich ſeit jenem Mordverſuch eine Menge hochgeſtellter Perſonen nach einander in Nürnberg eintrafen, die man in früherer Zeit niemals daſelbſt bemerkt hatte. Was aber am Deutlichſten für dieſe Anſicht ſprach, war das Erſcheinen des Lord Stanhope, der um dieſe Zeit zum erſten Male, mit Poſtpferden und eigenem Wagen, an dem vorgeblich etwas zerbrochen ſein ſollte — in Nürnberg eintraf!

Dieſe Erſcheinung Stanhope's wurde ſchon damals die Quelle der verſchiedenſten Vermuthungen. Zwei fremde Kavaliere, hieß es, ſeien 24 Stunden ſpäter in demſelben Gaſthofe abgeſtiegen und einer von ihnen habe eine frappante Aehnlichkeit mit dem wohlgekleideten Manne, der ſich vier oder fünf Tage nach dem Mordverſuche bei jener „gemeinen, nach der Stadt gehenden Frau“ nach dem Leben oder Tode des verwundeten Hauſer erkundigt hatte. Wie ſehr man ſich jedoch hierin irrte, haben wir bereits angeführt. Hennenhofer bedurfte keiner Zeugen: er war es, der ſich nicht ſehr weit von dem einſam gelegenen Daumerſchen Hauſe in dem auf der Straße ſtehenden Waßerkufen die (wahrſcheinlich blutigen) Hände wuſch. — Allein dieſe Ankunft Stanhope's wurde bald wieder durch andere Ereigniſſe verdrängt. Ein gewiſſer Herr v. Pirch, Lieutenant im erſten Garde-Regiment zu Berlin, welcher im Herbſte 1829 Ungarn und Slavonien bereiſt hatte, und im Juli 1830 in Nürnberg zum Beſuch eintraf, lenkte die öffentliche Meinung unwillkürlich auf neue Spuren. Indem er nämlich in Geſellſchaft des Dr. Saphir

dialektiſche Verſuche an Kaspar Hauſer anſtellte, wollte er an demſelben die Kenntniß der ungariſchen Sprache entdeckt haben und behauptete nun ſteif und feſt, daß Kaspar Hauſer aus Ungarn ſtammen müſſe. Dieſe Anſicht erhielt durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen von Umſtänden eine auffallende Bekräftigung, indem ſich unter den mannigfachen Gerüchten und Muthmaßungen, die um jene Zeit bei dem Kriminalgericht zu Nürnberg faſt aus allen Gegenden einliefen, unter Anderen auch eine Anzeige befand, in welcher es hieß: „Die Mutter Kaspar Hauſers ſei die ungariſche Gräfin St. M** in Peſth, die als Wittwe gegenwärtig von dem ſehr bedeutenden Vermögen ſchwelge, welches urſprünglich dem Kinde zugefallen ſein würde, wenn daſſelbe am Leben geblieben. Die diesfällige Entdeckung der Beſeitigung des Kindes ſei zufällig durch einen Geiſtlichen gemacht worden, der im Nebenzimmer eines Gaſthofes von der Sache ſprechen gehört. Eine Gouvernante, Namens Dalbon, die ſich jetzt Bonval nenne und ſeit längerer Zeit in Dienſten des Grafen von Palffy in Ofen ſtehe, habe dieſen Geiſtlichen (Stadtpfarrer in Peſth) um Verſchweigung und Schutz in der Sache angefleht, da die Enthüllung dieſes Geheimniſſes ſie auf das Schaffot bringen könne.“ — Der Nürnberger Magiſtrat ſchrieb hierauf wirklich an das Stadtgericht in Peſth, ließ den Denunzianten vernehmen und da erklärte denn der bezeichnete Herr Stadtpfarrer: daß er bei Gelegenheit einer Reiſe durch Deutſchland (1812) in Augsburg einen gewiſſen Pfarrer Winter kennen gelernt und aus deſſen Munde zufällig die Worte gehört habe: „Man kann ja das Kind wegſchaffen, ohne es zu tödten.“ Dieſer Winter wurde natürlich ebenfalls verhört, wobei er jene Angabe zwar nicht läugnete, jedoch ausdrücklich erklärte: „daß er ſelbſt nichts Näheres von dem Kinde wiſſe, aber eine gewiſſe Madame Valbon (nicht Dalbon) die

Hauptperſon in dieſer Angelegenheit zu ſein ſcheine.“ — Man eilte daher zu dem Verhöre dieſer Dalbon oder Valbon, die in Ofen bei dem Tavernicus, Grafen von Palffy, als Gouvernante ausgemittelt wurde. Der Ofener Magiſtrat übergab ſogleich das betreffende Nürnberger Requiſitionsſchreiben ihrem Brodherrn, Grafen v. Palffy, der mit ihr ein Zimmerverhör anſtellte. „Im erſten Augenblicke (referirt dieſer) war ſie ſo betroffen, daß ſie auf ihre Knie ſtürzte und mich um Gotteswillen bat, ſie nicht unglücklich zu machen und auf das Schaffot zu bringen. Weiter konnte ich (fährt der Graf fort) nichts von ihr herausbringen; ſie ſchwieg hartnäckig auf alle an ſie gerichtete Fragen und wurde von einem wahnſinnähnlichen Zuſtande befallen. Man brachte ſie zu den Eliſabethinerinnen und ſpäter in das Rochus-Spital. Man beobachtete ſie auf das Genaueſte, konnte aber aus ihren verwirrten Aeußerungen nicht das Geringſte entnehmen, was näheren Aufſchluß bis jetzt hätte geben können.“ Mit dieſer oberflächlichen Prozedur war man in Nürnberg zufrieden; Hauſer kam demnächſt aus dem Hauſe des Magiſtratsraths Biberbach zu ſeinem Vormunde, dem Hrn. v. Tucher; derſelbe zog mit ihm nach einem vor der Stadt gelegenen Landhauſe und kein Menſch im Publikum kümmerte ſich mehr um die Sache: als plötzlich der Lord Stanhope wie aus den Wolken gefallen, Ende Mai 1831 wieder in Nürnberg eintraf. In allen gebildeten Geſellſchaften, in allen Gaſt- und Wirthshäuſern, ſogar unter den gemeinen Klaſſen auf den Straßen, erzählte man ſich: daß ein reicher, engliſcher Graf angekommen ſei, der den Kaspar Hauſer als ſeinen Sohn adoptiren und ihn nach England mitnehmen wolle. Derſelbe habe unmittelbar nach ſeiner Ankunft im Gaſthof zum „wilden Mann“ ſich nach dem „lieben verlaſſenen“ Jüngling erkundigt; hierauf beim Bürgermeiſter Binder perſönlich um

Erlaubniß zu freiem Zutritt bei Kaspar gebeten, und dieſem bereits mehrere Geſchenke, wie z. B. eine goldene Uhr, einen Ring, ein Etui nebſt einer Menge anderer Kleinigkeiten, gemacht. Der gnädige Herr ſei förmlich verliebt in den Jüngling, habe ſogar ſchon fünfhundert Gulden zu beſſerer Erziehung Kaspars beim Magiſtrat deponirt, und ſehr bedeutende Kreditbriefe von deutſchen (!) Handlungshäuſern lägen als Kaution von Sr. Herrlichkeit bei dem Senator Merkel. Ganz Europa bewunderte die Großmuth und das unerklärliche Intereſſe des Engländers!

Nur Feuerbach (und Schmidt in Lübeck) ſchöpften von vorne herein Argwohn gegen dieſen erheuchelten Philantropismus und betrachteten dieſe Theilnahme aus einem ganz anderen Geſichtspunkte. Alsbald ermittelte auch wirklich der Erſtere, daß dieſer Lord Stanhope nicht nur in England durchaus kein ſo großes Vermögen beſitze, als er es vorgebe, ſondern ſogar aus reiner Geldnoth in Deutſchland (Dresden) Geſangbücher herausgegeben habe und höchſtwahrſcheinlich nichts weiter ſei — als ein gedungener Agent der Angehörigen Kaspar Hauſers. Mit Recht tadelte Feuerbach deshalb den Nürnberger Magiſtrat, daß er dieſem brittiſchen Sonderlinge das Kind von Europa anvertraut habe und von dieſem Augenblicke an beobachtete er ſelbſt die Handlungsweiſe des Lords, ſoweit es ihm möglich. Leider geſchah dies nur ein wenig zu ſpät; denn ſchon war es dem Stanhope gelungen, den Kaspar von Nürnberg nach Ansbach zu entfernen; den Gendarmerie-Lieutenant Hickel für ſich zu gewinnen und den Schullehrer Mayer, bei dem Hauſer wohnte, ebenfalls zu beſtechen oder doch wenigſtens dergeſtalt zu myſtifiziren, daß derſelbe bei der ſonderbaren Viſitations-Szene wegen des von Hauſer eigenhändig geführten, angeblich verloren gegangenen Tagebuches durchaus keinen Verdacht hegte. Allein damit war der vorſichtige Stanhope

noch nicht beruhigt; er ſelbſt reiſete um dieſe Zeit heimlich nach Peſth; unterrichtete die ohnedies ſchon verſchmitzte Gouvernante Dalbon von dem, was ſie reden ſolle, und verſuchte auf dieſe Weiſe der Unterſuchung eine ganz andere Wendung zu geben. Als daher im Februar 1832 in Nürnberg beim Magiſtrat die von Stanhope bewirkte Nachricht einging, daß Madame Dalbon im Irrenhauſe zu Peſth von ihrem Wahnſinn (?) geneſen ſei und in Folge deſſen der Oberlieutenant Hickel zur Fortſetzung der eingeleiteten Unterſuchung nach Peſth abreiste: ſo geſchah dies lediglich im wohlüberlegten Intereſſe Stanhope's, der dies Alles im Voraus vortrefflich arrangirt hatte. Das Reſultat der Unterſuchung war daher kein anderes, als: vollſtändige Annullirung aller früheren Vermuthungen, und nebenbei wälzte man die ganze Geſchichte auf die Achſeln einer hochgeſtellten Perſon aus einer öſtreichiſchen Fürſtenfamilie. Die Unterſuchungs-Kommiſſion ſah ſich komplett irregeleitet und die Hauptperſon, Mad. Dalbon, verſchwand eines Tages wie der Walzer im Freiſchütz vom Schauplatze. Kein Menſch wußte und man weiß heute noch nicht, wohin ſie geſchafft wurde.

Jetzt ſah Feuerbach zum erſten Male ein, um welche geheime Machinationen und Verzweigungen es ſich bei den Geſchäften Stanhope's handle und inwiefern ſie nebſt den betheiligten Perſonen mit dem Karlsruher Hofe in Verbindung ſtänden; wie Schuppen fiel ihm die Binde von den Augen, als er die wahre Spur auffand, von wo und für wen der nomadiſirende Lord mit ſeiner Wünſchelruthe operire. „Es giebt indeſſen Dinge", erklärt der berühmte Kriminaliſt in ſeinem Memoire (Ansbach 1832) „von denen ſich der deutſche Schrift„ſteller nicht erlauben darf, öffentlich zu reden und die „vor der Hand nur dem Staatsbeamten zu wiſſen „und zu vermuthen erlaubt ſind; denn dem Arme der „bürgerlichen Gerechtigkeit ſind nicht alle Fernen, noch

„alle Höhen und Tiefen erreichbar und bezüglich man„cher Orte, hinter welchen ſie den Rieſen eines ſolchen „Verbrechens zu ſuchen Gründe hat, müßte ſie, um bis „zu ihm vorzudringen, über Joſua's Schlachthörner oder „wenigſtens über Oberon's Horn gebieten können: um „die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Koloſſe, die „vor den goldenen Burgthoren Wache ſtehen und ſo ha„geldicht dreſchen, daß zwiſchen Schlag auf Schlag ſich „unzerknickt kein Lichtſtrahl drängen darf — für einige „Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.“

Daß alſo Feuerbach von dem Zuſammenhange der Kaspar Hauſerſchen Herkunft mit der badenſchen Thronfolge nach dieſem Ereigniß überzeugt war, und die Verbindungen des Lord Stanhope mit dem Hofe von Karlsruhe beſtimmt kannte: unterliegt keinem Zweifel. Ob aber Feuerbach den tieferliegenden Zuſammenhang Hennenhofers mit der Kaspar Hauſerſchen Geſchichte in ſeinem ganzen Umfange ſchon wußte, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein, wiewohl er ſich gegen Jemand mündlich darüber ausſprach: „daß Hennenhofer während des ruſſiſchen Feldzuges mit badenſchen Truppen in Ungarn garniſonirte und er bei der nachherigen Sequeſtration des Prinzen ihm leicht die Worte „Wotetz, Majtza, Baba, Iſtan“ ꝛc. ꝛc. beigebracht haben könne.“ Jedenfalls lenkten ihn die verdächtigen Winkelzüge Lord Stanhope's nach der ungariſchen Expedition zu einer näheren Kontrolle des ehemaligen Hofperſonals des Kabinets von Karlsruhe, ſowie der Umgebung der Reichsgräfin.

Merkwürdig, daß dieſe nähere Beobachtung nur zu bald unterbrochen wurde; denn auch dieſer hellſehende — mithin für die Entdeckung gefährliche — Mann verſchwand im entſcheidenden Augenblick; er reiſte ins Bad, kam bis nach Frankfurt a. M. und ſtarb — plötzlich.

Digitized by Google

XII.

Von Schloß Mahlberg beobachtete Hennenhofer in ſcheinbar ſtiller Zurückgezogenheit Alles, was an dem Hofe von Karlsruhe und vor der baierſchen Unterſuchungs-Kommiſſion vorging. Jeder Schritt, der in Bezug auf Kaspar Hauſer gethan wurde, reflektirte ſich gewiſſermaßen mikrokosmatiſch auf dieſem einſam gelegenen, halbverfallenen ehemaligen Waldſchloſſe. Hennenhofer wußte genau, was Stanhope an Leopold, oder nach Mannheim (!) poſttäglich ſchrieb und lächelte ſchon damals — im Jahre 1830 — über den zuverſichtlichen Ton, den der menſchenfreundliche Lord in ſeiner Korrespondenz führte. „...... Ich hoffe“, ſoll er unter Anderem in einem Briefe an Leopold geſagt haben: „Sie werden mit mir zufrieden ſein. Halten Sie ſich überzeugt, daß mich nicht Eigennutz, ſondern allein die Rückſicht auf das Wohl Ihres Landes in meinen Handlungen geleitet hat.“ Uebrigens ſcheint es wirklich, als ob Stanhope es für Aufrichtigkeit hielt, wenn ihm der Großherzog ſeinerſeits darauf erwiederte:

Digitized by Google

...„Sie werden ſelbſt einſehen, daß man in dieſem kritiſchen Augenblicke den rechtmäßigen Nachfolger nicht zum Throne berufen konnte. Allein ſeine Rechte ſind unveräußerlich und müſſen ihm für die Zukunft geſichert bleiben. Ja, dieß ſind ſie nunmehr ſogar durch einen Beſchluß des Geheimenrathes, und ſo wie er den nöthigen Grad von Bildung erlangt hat und die Zeitumſtände es geſtatten, wird man ihn zum Throne berufen. Ich betrachte mich inzwiſchen bloß als Reichsverweſer ꝛc. ꝛc.“ Wenn man all' dieſe Pläne lieſt, zuſammenſtellt, und nur einigermaßen politiſch abwägt, wird man wohl ſchwerlich glauben, daß ſie jemals ins Werk geſetzt werden ſollten, obwohl *Stanhope* ſpäter wirklich insgeheim gegen Jemand vom Karlsruher Hofe, der in die Sache eingeweiht war und ſich mit dem Lord gemeinſchaftlich in Baden-Baden aufhielt und welcher daran zweifelte, daß man mit dergleichen Ideen jemals umgegangen ſein könne, eines Tages die Verſicherung ausſprach: „daß er noch keinen Fürſten, ſo echt ritterlich und brav wie *dieſen* (Leopold) kennen gelernt habe. Derſelbe pikire ſich nicht blos, den echten Geiſt der Chevalerie zu haben, ſondern er beſitze ihn wirklich und hätte, ſobald es die politiſchen Verhältniſſe Europa's geſtattet und Hauſer am Leben geblieben wäre, ſeinen Thron wirklich an ihn als legitimen Nachfolger abgetreten, um der in das Arge verſunkenen diplomatiſchen Welt ein Beiſpiel edler Ritterlichkeit zu geben.“

So unwahrſcheinlich und faſt ſchwärmeriſch-einfältig auch dieſe Aeußerungen klingen, ſoll man ſich dennoch in Karlsruhe mit der Idee herumgetragen haben, den Prinzen (Kaspar Hauſer), ohne ihn mit ſeiner Herkunft bekannt zu machen, durch die dritte Hand unterſtützen und ſeine Erziehung leiten zu laſſen. Zur Erreichung dieſes Zweckes habe man ihn (den *indifferenten* Lord Stanhope) zu gewinnen geſucht, und es

ſeien die Fortſchritte des jungen Menſchen bereits von der Art, daß man ihn nach und nach in ſeine neue Rolle einführen zu können glaube. Kaspar Hauſer verſchwände plötzlich; gienge als Prinz auf Reiſen und erſchiene nach einiger Zeit unter einem angenommenen fürſtlichen Namen in der Reſidenz ſeines Großherzogthums; dort ſähe er die Tochter des jetzt regierenden Großherzogs, liebe ſie, werbe um ihre Hand und erhalte ſie. Sodann wolle man die Sache im Stillen durch konſidentielle Mittheilungen dergeſtalt einleiten, daß ihm Leopold nach einigen Jahren den Thron abtrete. Auf ſolche Weiſe wäre nicht nur der großherzoglichen Ritterlichkeit Genüge geſchehen, ſondern auch gleichzeitig die Ehre des Hauſes der Gottfriede für immer gerettet und jedem möglichen allgemeineren Bekanntwerden der anſtößigen Geſchichte vorgebeugt."

Nenne man dies toll oder ritterlich; es ſcheinen aber wirklich ähnliche Projekte dem gewonnenen Lord Stanhope vorgeſpiegelt worden und dieſer, Inhalts einer vor uns liegenden ſehr ausgedehnten Privatkorreſpondenz, an deren mögliche Realiſirung zu glauben nicht abgeneigt geweſen zu ſein. Wir ſind zwar der Meinung, daß er mit dieſer Spiegelfechterei ſeinen aufmerkſamen Zuhörer abſichtlich täuſchte; doch würden ſeine fortwährenden Bemühungen, Hauſern auf Reiſen und zuvörderſt mit nach Italien nehmen zu wollen, offenbar hiefür einen ſtarken Gegenbeweis bilden. Daß dieſe Reiſeprojekte Behufs fernerer Ausbildung Kaspars mit dem Jahre 1832 vom Lord in der That immer ernſter betrieben wurden, dafür ſpricht wohl ſein unaufhörliches Beſtreben, der Stadt Nürnberg ihren Adoptivſohn abzudividiren und ihn unter dem Scheine von Großmuth allmälig zu iſoliren. Es gelang ihm auch dies, trotz aller Bedenklichkeiten des Nürnberger Magiſtrats und noch von Chewing (bei London) erneuerte er mit jedem Poſt-

tage ſein Verſprechen, unter Angabe einer den geiſtigen und körperlichen Verhältniſſen des jungen Mannes entſprechenden definitiven „Beſtimmung.“

Welcher Art ſollte aber dieſe letzte Beſtimmung ſein? Wollte er etwa wirklich mit ihm durch die Welt reiſen; oder ihn vielmehr in aller Stille ſeinen großherzoglichen Mandanten ausliefern? . . . . Gewiß iſt, daß bereits ganz andere Plane im Werke waren, von denen freilich das froſchgrüne Frankfurter Journal nichts ahnen mochte, als es im April und Mai dieſe pflegväterliche Entſchließung dem Publikum anpries.

Wir kommen jetzt zur Kataſtrophe unſeres Drama's. Indem Stanhope allerdings von Chewing nach dem Kontinent, — jedoch keineswegs nach Ansbach reiste, wo man ihn ſehnlichſt erwartete und ſchon vier Monate vorher (ſeit dem 16. April) Alles in Bereitſchaft für ihn geſetzt war: begab er ſich nach Baden-Baden, und von dort auf einem Umwege heimlich nach — — Mahlberg!!! — In einiger Entfernung ließ er ſeinen Miethswagen zurück, um auf einſamem Fußpfade den Weg unbemerkt bis vor die Anhöhe zurückzulegen, auf welcher das Schloß liegt. Hennenhofer ſaß, wie gewöhnlich, am Schreibtiſch und ſchien Stanhope zu erwarten. Die beiden Hauptagenten ſtanden ſich nun einander gegenüber und es wäre unſtreitig vom höchſten Intereſſe, ihre ganze Unterredung hier wörtlich mittheilen zu können. Wir müſſen uns jedoch vorläufig mit der Anführung begnügen, daß Stanhope dem Hennenhofer auf's Beſtimmteſte verſicherte: „man hege in Karlsruhe wirklich die geheime Abſicht einer Emanzipation Hauſers in der obenerzählten Art und daß er (der Lord) ihm rathe, ſeine Beſitzungen ſobald als möglich zu verwerthen und auf ſeine Sicherheit zu denken; „denn ich weiß aus guter Quelle,“ ſoll er ſehr vernehmlich hinzugefügt haben, „daß man ſich dann an Ihnen rächen will.“

„Steht es dann nicht immer noch, wie heute, bei mir," erwiederte Hennenhofer raſch, „das Geheimniß vor aller Welt zu enthüllen?"

„Es hat dann keine Wirkung mehr; Kaspar Hauſer iſt verſchwunden, die alte Geſchichte verklungen; man zeiht ſie ins Angeſicht Lüge; faßt Sie in der Stille ab und . . . . ."

„Sie haben Recht; ſo könnte es kommen . . . ich danke Ihnen für Ihren Wink und werde meinen Entſchluß darnach faſſen." — Hienächſt will man wiſſen, daß Stanhope am Ende dieſer Unterredung eine bedeutende Summe Geldes von Hennenhofer empfangen haben ſoll; wiederum wollen Andere behaupten, daß in dieſer geheimen Konferenz der Plan zur Ermordung Kaspar Hauſers von ihnen gemeinſchaftlich gefaßt worden ſei. Dieſe letztere Angabe iſt wenigſtens voreilig. Groß war die Aufregung Hennenhofers über die ihm gemachten Eröffnungen allerdings, denn man hörte ihn noch lange nach der Entfernung Stanhope's in ſeinem Zimmer ausrufen: — „Das iſt alſo der Plan, den man gegen mich ſchmiedet! . . . . . Und ich ſollte fliehen und dieſen Dummköpfen das Feld räumen! . . . . . Das geſchieht nicht; es gibt noch andere Mittel, dieſer Intrigue vorzubeugen; ich will alle ihre Pläne zu Waſſer machen . . . Tod und Verdammniß! . . . Und dieſem alten Mephiſtopheles! (Stanhope) will ich ſein zartes Gewiſſen ſo lange hetzen, bis er Chriſtum, ſeinen Herrn, drei Mal verläugnet hat, ehe der Hahn kräht. Hat er dem Teufel einmal den Finger geboten, ſo reiche er ihm auch die ganze Hand. Buhle dieſer alte Betbruder mit dem Himmel: ich habe mich der Hölle verſchrieben. Folge er dem Beiſpiele ſeines fürſtlichen Zahlherrn, freue er ſich meinetwegen der böſen That und wälze deren Verantwortlichkeit, auf wen er Luſt hat; aber das ſage ich ihm, wenn er in meine Plane eingreift, ſich denſelben

nicht fügt, oder am Ende gar den Umſchwung des Rades meiner Entwürfe zu hemmen ſuchen wollte, ſo .... dann ..... dann zittere er! denn eher ſoll er auf dem Schaffot neben mir ſterben als ſich meines alleinigen Untergangs freuen!“

Wir wollen uns indeß auf eine ſpeziellere Darſtellung alles deſſen, was weiter in der Seele dieſes in der Hofluft geſtählten Böſewichts vorging, nicht einlaſſen. Noch in derſelben Nacht faßte er den Entſchluß zum Morde. Was uns aber am Deutlichſten zeigt, daß Hennenhofer nicht in leidenſchaftlicher Wuth die Ausführung des Mordes, ſondern mit größter Umſtändlichkeit und mit einer keinem gewöhnlichen Banditen eigenen ſyſtematiſchen Berechnung vorbereitete: ſind die bis ins kleinſte Detail mit demſelben Raffinement, wie 1829, getroffenen Vorſichtsmaßregeln in Betreff ſeiner Reiſe nach Ansbach; ferner der mit Bleiſtift und in verkehrter (nur im Spiegel zu leſender) Schrift geſchriebene Zettel, den er in ein Arbeitsbeutelchen eingeſchloſſen dem Hauſer am Uz'ſchen Denkmal im Hofgarten überreichte und welchen er in dem Augenblick, wo dieſer haſtig darnach griff, zur Erde fallen ließ, um ihm ſicherer den Todesſtoß beizubringen und raſch zu entfliehen. Dieſes Billet, das wir nachſtehend abdrucken, dürfte einer genauen Vergleichung mit der Handſchrift des Inkulpaten zu unterwerfen ſein:

„Hauſer wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich ausſah und woher ich bin
Dem Hauſer die Mühe zu erſparen
will ich es euch ſelber ſagen, woher
ich komme — —
Ich komme von von — — —
der Baieriſchen Gränze — —
Am Fuſſe — — — — —

Ich will euch ſogar noch den
Namen ſagen: M. L. O."

Die übrigen Umſtände des Mordes ſowie die ungeheure Senſation, die dieſes Verbrechen erregte, ſind dem Publikum aus tauſend Zeitungen und Broſchüren gewiß noch im Gedächtniß. Auffallend bleibt nur, daß man nicht unmittelbar nach der That gegen Stanhope, als in das Komplott eingeweiht, ſtärkeren Verdacht ſchöpfte, da ſich doch derſelbe notoriſch, gleichſam wie auf der Lauer, nach ſeiner Abreiſe aus dem Großherzogthum Baden in der Nähe der öſtreichiſchen und baierſchen Gränze aufhielt, und ungeachtet man ihm bereits in Regensburg die vorgefallene Schandthat ſowie das Dahinſcheiden ſeines „geliebten" Pflegeſohns mittheilte, dennoch nur ganz gemächlich ſeinen Weg fortſetzte und erſt zwei Tage nach der Beerdigung Hauſers (den 22. Dezember) in Ansbach eintraf. Dieſe plötzliche Lauheit in dem Intereſſe Stanhope's gegen ſeine frühere Wärme; dieſer ſchnelle Wechſel in der Geſinnung des Lords; das ganz gemeine Schimpfen nebſt den noch anzüglicheren Redensarten über dem kaum geſchloſſenen Grab des Ermordeten, mußten ihm nothwendigerweiſe den ſchwärzeſten Verdacht auf der Stelle zuziehen. Aber die provinzialſtädtiſche Polizei hat in der Regel, wenn es auf Entdeckung eines Verbrechers ankömmt, ein Fell vor den Augen. Auch in den Verhören zu München verfing ſich der Lord einige Male ſehr ſtark; verließ auch deßhalb, um nicht aus der gefährlichen, obwohl vortrefflich einſtudirten Rolle zu fallen, plötzlich dieſe Reſidenz und begab ſich — wohin? — wieder nach Karlsruhe!!!

Von hier aus wurde nun die öffentliche Meinung auf das Schlaueſte bearbeitet. Den Geheimerath, Ritter von Lang beauftragte man zuvörderſt mit der Anfertigung einer Relation in die Brokhausſchen Blätter für

literariſche Unterhaltung, worin er den Kaspar Hauſer einen „boshaften, faulen, ungelehrigen Jungen" nannte und ihn zum „Betrüger und Selbſtmörder" ſtempelte. In dieſen verläumderiſchen Ton lenkte gleichzeitig der Polizeirath *Merkel* in Berlin ebenfalls ein, um die öffentliche Meinung mit ihren Vermuthungen auf alle nur mögliche Weiſe auf Abwege zu leiten. Aber Schande und Spott — vielleicht auch unter andern Umſtänden eine Kriminalunterſuchung — traf ihre *dekretirten* Machwerke!

Ganz Europa fühlte ſich entrüſtet über die litterariſche Nichtswürdigkeit dieſer beiden Miethlinge, während das Kabinet von Karlsruhe, über dieſe Wendung und reſp. endliche Erledigung dieſer throngefährlichen Angelegenheit höchlichſt erfreut, keinen Augenblick über den Mörder im Zweifel war, und die ruchloſe That des fluchbeladenen Einſiedlers auf *Mahlberg* im Stillen benedeite. Aber das Schickſal übernahm die Rache des unglücklichen Kronprinzen. Ein Schlagfluß traf den Verbrecher bald nach der That — und wenn Ihr Euch heute unter irgend einem Vorwande in das Innere ſeiner Wohnung auf dem erwähnten Schloß Mahlberg begebt: ſo werdet Ihr ihn hinter ungeheuren Bücherſtößen verſchanzt finden, und Euch aus deſſen längſt verwelkter Phyſiognomie zwei lichtſcheue Augen, wie aus einer dunkelen Höhle furchtſam entgegenſtarren. Da die *rechte*, mörderiſche Hand gänzlich gelähmt, ſchreibt er nun mühſam mit der *linken* ſeine Memoiren, die einſt, der badenſchen Miniſterialpolizei vielleicht glücklich entronnen, zu der Vervollſtändigung unſerer gegenwärtigen ſchweren Anklage nicht wenig beitragen dürften. Dieſer Mann iſt der ehemalige großherzogl. badenſche Major von *Hennenhofer* — Charge d'Affaires der Gräfin von *Langenſtein*: Hauptlenker aller badenſchen Staatsgeheim-

niſſe unter dem Großherzog Ludwig; und der Mörder des von der Reichsgräfin Hochberg, geb. von Geyersberg, geſtohlenen und unter dem Namen „Kaspar Hauſer" ſo tragiſch gewordenen Erbgroßherzogs und reſp. Thronerbens von Baden!

Digitized by Google

Zur

Charakteriſtik Hennenhofers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Auch die geheimſten Verbrechen haben ein Gericht über ſich; ein unerbittliches, von dem keine Appellation ſtattfindet; ein unpartheiiſches, das nichts vergißt, das die Sünden der Väter an den Kindern und Enkeln ſtraft: es iſt — die Zeit!

Aber ſie iſt ein grauſames Gericht, ſie giebt nur dem Stärkeren Recht, über dem Schwachen iſt von vorn herein der Stab gebrochen und für den Jammer des Beſiegten, für das Unglück des Einzelnen, für die Verzweiflung eines ganzen Volkes hat ſie kein Ohr; durch alle Jahrhunderte hindurch tönt ihr ſchreckliches „vae victis!“ Auf allen blutgetränkten Blättern der Zeit ſteht dieſes Wort, denn die Akten dieſes Obergerichts ſind die — Geſchichte!

Freilich wird man uns hierauf einwenden, daß man ſich bei Durchleſung der Geſchichte der verſchiedenen Völker und namentlich derjenigen Europa's, oft unwillkürlich zu der Ueberzeugung verſucht fühle, die Geſchichte viel eher als eine große Elegie zu betrachten, die uns von untergegangenen Völkern, von umgeſtürzten Königsthronen, von den Ruinen Karthago's, von der Schönheit der griechiſchen Welt und von der elenden zerfreſſenden Wirklichkeit der modernen Zeit bloß deßhalb etwas vorſinge, damit dieß die Nachwelt zu Tra-

Digitized by Google

gödien und Heldengedichten verarbeite und darüber poetiſche Thränen vergieße! Ja, die Atheiſten gehen am Ende gar ſo weit, die Geſchichte der Nationen nur als ein blindes und kaltes Schickſal zu faſſen, das ſchonungslos das Hohe niederwerfe und in ihrer verblendeten Einbildungskraft das Leben auf dieſer Welt für ein franzöſiſches Melodrama zu halten, wo Mord, Gräuel und Verwirrung ſich wüſt durcheinander drängen. Auch der Orthodoxe oder Ueberfromme weiß ſich in ſeiner Einſeitigkeit auf dieſem Tummelplatze menſchlicher Schickſale keinen Rath, vergebens ſieht er ſich nach einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge um, frägt ſich unwillkürlich: ob denn der Inhalt wirklich ein vernünftiger, ihr Fortſchritt wirklich ein nothwendiger? Umſonſt! die Kraft der Reflexion verläßt ihn auf dieſem Standpunkte und verzweiflungsvoll flüchtet er ſich wieder zurück zu den ſalbungsvolleren Troſtſprüchen ſeiner veralteten Hausbibel. —

Allein, ſtudirt man die Sache näher, prüft mit philoſophiſchem Auge die Geſchichte faſt aller Zeiten und Völker, von dem graueſten Alterthum bis auf unſere Tage, dann wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß der Gang der Geſchichte ein mit Nothwendigkeit beſtimmter iſt und wir keineswegs bloß unter dem Einfluſſe eines blinden Fatums ſtehen; wir erkennen ſodann deutlich, daß eine göttliche Offenbarung in der Zeit liege und es eine ewige Vernunft gebe, deren reiner Strahl durch das trübe Gewirre irdiſcher Leidenſchaften und Zufälligkeiten hindurchleuchte, und hinter all' dieſer anſcheinenden Verwirrung die leitende Hand einer Vorſehung — einer ewigen Gerechtigkeit verborgen liege!

Die Richtigkeit dieſer Idee bewährt ſich auch in Bezug auf die Enthüllung des Kaspar Hauſerſchen Drama's. Hätten der alte Markgraf Karl Friedrich,

die Reichsgräſin von Hochberg, mit ihrem Sybarit Ludwig wohl jemals daran geglaubt, daß die verborgenſten Tiefen ihrer Familienverhältniſſe dereinſt ans Tageslicht gezogen und unter der Naſe der deutſchen Polizei der Preſſe übergeben werden würden?..... Bei Gott, die Fügungen des Himmels klingen oft ſonderbar? Doch, was ein noch viel unerforſchlicherer Rathſchluß des Allerhöchſten und an deſſen Möglichkeit die Henkersſeele auf Mahlberg gewiß im Traume niemals gedacht: iſt die merkwürdige Kolliſion unſerer Geſchichte mit einem Ereigniß, das ſich kaum zwei Jahre nach der Ermordung des unglücklichen Kronprinzen, in der nahgelegenen Schweiz zutrug.

Man entſinnt ſich, daß 1835 ein preußiſcher Spion, Namens E. L. Leſſing, Stud. jur., aus Berlin, in dem ſogenannten Siblhölzchen (einer öffentlichen Promenade bei Zürich) durch mehr als vierzig Dolchſtiche ermordet gefunden wurde. Ein undurchdringliches Myſterium ſchien auch über dieſem Ereigniß zu ſchweben und eine Menge damals in Zürich ſich aufhaltender deutſcher Flüchtlinge, auf die der Verdacht fiel, zog man zur Unterſuchung. Bei dieſer Gelegenheit ging unter Anderem hervor: mit welchen Vorſichtsmaßregeln ſich der Major v. Hennenhofer, unter dem Scheine politiſcher Spionerie, vor dem Verrath ſeiner eignen Verbrechen ſchützte.

Kriminal-Gericht in Zürich*).

I

(Act. No 186)

Depoſition

des Füchtlings, Stud. jur., Viktor Bohrer, 30 Jahre alt, gebürtig von Freiburg im Breisgau, wohnhaft in Kreuzlingen, Kanton Thurgau.

— Kennen Sie einen Pharmazeuten Sailer?

— Ja! ich lernte ihn dieſes Frühjahr kennen durch den Weinſchenk Bühler hinter der Metzge, in welcher ſämmtliche Deutſche anweſend waren. Später haben wir in einer Behauſung zur Kerze zuſammen logirt; anders iſt mir Sailer nicht bekannt, als daß er in politiſcher Beziehung aus ſeiner Heimath die Flucht ergriffen haben ſoll; ich hörte allenthalben von Deutſchen der Art bedeuten, als wäre Sailer als Spion dahier; aufmerkſam auf dieſes Gerücht, ließ ich mich in nähere Bekanntſchaft mit fraglichem Individuum ein. Daſſelbe offenbarte mir, meiſtens aber in betrunkenem Zuſtande, daß er in die Geſchichte des Kaſpar Hauſer genau verwickelt ſei; er hätte in Straßburg ſelbſt einen Broſchürenhandel, unter Beizug eines gewiſſen Garnier, unternommen; nachdem drei Exemplare erſchienen ſeien, ſo habe der Flügeladjutant von Hennenhofer, Major der Linien des Großherzogs von Baden, ihn auf einen einſamen Ort in der Nähe von Straßburg beſtellt und

*) Dieſe Auszüge ſind ganz den Akten gemäß, und man darf wegen des hie und da etwas verwirrten Vortrages an keine Druckfehler glauben.

aufgefordert, er möge fragliche Journale unterdrücken, man ſei geſonnen, ihm das beſte Etabliſſement in Baden zu geben, wenn er nur ſchweige. — Zur Beſtätigung dieſes habe der Flügeladjutant ihm acht Louisdor's zu Handen gegeben, mit dem Bemerken, wenn er eine Reiſe nach England unternehmen wolle, ſo ſei man bereit, ihm die Unterhaltungskoſten von Seite des badenſchen Staates auszubezahlen. Bald darauf habe ihn die Frau Großherzogin, Wittwe des verſtorbenen Großherzogs Karl, in die Gegend von Landau und Weißenburg beſtellen laſſen, mit der Anfrage und Verſprechung, indem ihr bekannt ſei, daß er ganz genau in die Verhältniſſe des Kaspar Hauſer eingeweiht ſei, zu offenbaren, ſie werde ihn belohnen, was er verlange; mit der Antwort, geſtützt auf das Verſprechen des Flügeladjutanten von Hennenhofer hat er ſich geäußert, er wiſſe nichts; — unter dem Gedanken aber, es ſei beſſer, es ſei einer der Fürſtenbrut wieder zernichtet. Dieſer ganze Umſtand brachte beſagtes Individuum bei mir in ein zweideutiges Licht; aber nicht darauf achtend auf dieſe Verhältniſſe, brachte mich auf einen zweideutigen Gedanken, ſondern die Aeußerung der hier anweſenden Deutſchen, daß er hier anweſend ſei, nicht in einer edeln, wahr patriotiſchen Abſicht, ſondern bloß als Spion, brachte mich auf den Gedanken, dieſes Individuum in jeder nur möglichen Beziehung genau kennen zu lernen, gab mir auch jede Mühe, ihn über alle Verhältniſſe zu konſtituiren. Stets ſchwebt mir ein zweideutiges, aber verdächtiges Dunkel vor den Augen. V. Bohrer.

II

Actum 18. Dezember 1835. Vormittags.

(Act. No 207.)

Depoſition

des Pharmazeuten **Ferdinand Sailer**, 25 Jahre alt von Waldſee im Königreich Würtenberg.

— Woher kennen Sie dieſen Hennenhofer?

— Von Kippenheim aus; es kam nämlich damals eine Broſchüre von meinem Bekannten, **Garnier** in Straßburg, heraus, welche gegen die badiſche Regierung gerichtet war: man ſchickte mir nun davon zur Ausbreitung im Badiſchen. Dieſe Exemplare wurden vom Poſtamt Kippenheim (!!!) abgefaßt und darauf kam der in der Nähe wohnende Hennenhofer in die Apotheke und ſagte, er könnte mich arretiren laſſen; er machte mir dann einen andern Vorſchlag; er nahm die Broſchüre zur Hand, und erklärte mir Punkt für Punkt widerlegend die Beſchuldigungen Garniers gegen die Regierung; dann ſagte er, ich werde aus dieſem wohl erſehen, daß alles abſcheuliche Verläumdungen wären: er muthe mir deßhalb gewiß nichts Schlechtes zu, wenn er verlange, daß ich verhindere, daß dieſe Broſchüre herauskomme. Ich erwiderte ihm nun, daß das gar nicht gehe, indem die Broſchüre die Preſſe verlaſſen habe. Darauf ſagte er, wenn kein anderes Mittel wäre, ſo ſollte ich ihm doch wenigſtens auch ſagen, wo die Broſchüre hingeſchickt werde, es werde mir ein Leichtes ſein, da ich jene Leute kenne; dann wolle man dieſelbe abfaſſen. Um Luft zu bekommen und aus dem Badiſchen

weg, ſagte ich ihm, das gehe nicht anders, als wenn ich ſelbſt mich nach Straßburg begebe, ich wolle mich da näher erkundigen, und ihn in den Stand ſetzen, die Sache überall abfaſſen zu können. Ich begab mich nun nach Straßburg, entdeckte daſelbſt, bei meiner Ankunft, meinen Bekannten den ganzen Hergang der Sache und berathſchlagte mich mit ihnen, was nun zu machen wäre. Sie gaben mir den Rath, daß ich nicht mehr nach Baden zurück ſollte, die Broſchüre wollten wir verſenden und dem Hennenhofer ſollte ich ſchreiben, daß mich ſeine Gründe nicht überzeugt hätten, ſondern er ſich ſolche Blößen gegeben hätte, welche die Fakta in Garniers Broſchüre noch mehr beſtätigten. Darauf begab ich mich nach Lauterburg, an die Gränze von Rheinbaiern, Garnier ging nach Paris und einzig Dieffenbach blieb zurück.

Auf den Brief, den ich an Hennenhofer geſchrieben hatte, kam ſogleich Antwort und zwar von dem Apotheker Dung, ich ſollte nach Baden zurückkehren, ich brauche keine Angaben zu machen, ich ſollte da ein gutes Leben haben und Alles werde der Vergeſſenheit übergeben werden. Davon nahm ich aber keine Notiz, ſondern antwortete, ich wüßte wohl, was ich zu erwarten hätte und ginge auf keine dieſer Verſprechungen ein. Darauf machte ſich Hennenhofer durch einen Abgeſandten verbindlich, er wolle ſelbſt nach Frankreich kommen und bei einem Notar alles ſchriftlich abmachen, was ich zu meiner Sicherheit verlange. Auch darauf ging ich nicht ein, indem mir von meinen Kameraden angerathen wurde, mich nicht einzulaſſen.

Ich ſchrieb nun abermals, ſie ſollten mich in Ruhe laſſen, ich gehe nicht wieder zurück. Deſſen ungeachtet verſchonten ſie mich nicht mit Briefen, und endlich wurde mir geſagt, wenn ich nicht mehr zurückkehren wolle, ſo wolle man mich in Frankreich unterſtützen, da

Hennenhofer die Hauptveranlaſſung zu meiner Flucht wäre. Darüber hatte ſich längere Zeit verzogen. Dieffenbach zog nun von Straßburg weg; meine dortigen Bekannten haben mir nun geſagt, es ſei einfältig, daß ich mit Hennenhofer ſo abgebrochen; ich könnte durch dieſe Bekanntſchaft den Deutſchen die beſten Dienſte leiſten und hauptſächlich wäre es für mich eine unverſiegliche Quelle. Darauf bin brach ich die Korreſpondenz nicht ganz ab, ſondern ſchrieb von Zeit zu Zeit. Hennenhofer ſchickte mir Anweiſungen und verlangte, da in Deutſchland für mich Nichts mehr zu machen wäre, daß ich für einige Jahre nach Amerika gehen ſollte. Ich ging aber dieſes nicht ein, ſondern reiste im Sommer v. J. nach Bern, indem ich von Straßburg weggewieſen worden. Da blieb ich ein Paar Monate; von da ging ich wieder nach Straßburg. Zu dieſer Zeit, als ich wieder da ankam, kam eine neue Broſchüre heraus von Garnier, welcher ſich nach London begeben, von wo aus ſie an Schuler in Straßburg geſchickt wurde. — Dem Hennenhofer hatte ich nun verſprochen, daß ich wenigſtens keine Veranlaſſung geben wollte, daß weitere Ausfälle gegen die badiſche Regierung und gegen ihn gemacht würden; ſo weit ich im Stande wäre, wollte ich auch verhindern, daß die Unterhandlungen zwiſchen mir und ihm nicht der Oeffentlichkeit übergeben würden. Es kam alſo die Broſchüre bei Schuler kommiſſionsweiſe heraus, und aus den erſten zwei Nummern erſah ich ſogleich, ſo wie aus einem Briefe von Garnier, daß die Kaspar Hauſer'ſche Geſchichte wieder aufs Tapet gebracht werde, nur viel ſtärker aufgetragen und hauptſächlich auf diejenigen Angaben geſtützt, die ich dem Garnier gemacht. Es konnte das Hennenhofer nicht verborgen bleiben, und um ihm zuvor zu kommen, ſchrieb ich ihm ſelbſt: Es thäte mir ſehr leid, daß die Sache wieder hervorgeſucht worden wäre; meine Schuld wäre es nicht,

ſondern Garniers unbezwinglicher Haß. Hierauf erhielt ich einen Brief von Hennenhofer, welcher unter denjenigen, bei Hrn. Kummer abgegebenen, ſich vorfinden muß, worin er mich erſuchte, ihm den ganzen Vorrath dieſer Broſchüre zuzuſchicken. Da es mir nun um deren Verbreitung zu thun war, ſo ſchrieb ich ihm zurück, es könnte das nicht leicht geſchehen; das Einzige, was ich ihm verſprechen könnte, wäre, daß ich ihm die für Deutſchland beſtimmten Exemplare zukommen laſſen wolle; unterdeſſen die andern nach der Schweiz geſchickt werden, wo ſie wenig Aufſehen machen und wenig ſchaden werden. Als er dann ſah, daß ich mich auf ſeinen Wunſch nicht einlaſſe, war er damit zufrieden, wenn ich wenigſtens die Verſendung nach Deutſchland hinterhalte. Das that ich nun, und nur diejenigen, welche für die Schweiz beſtimmt waren, gingen ab. — In der ganzen Zeit, wo ich nun wieder in Straßburg war, wurde von der Polizei auf mich Jagd gemacht; nachdem ich auch öfters dieſen Verfolgungen glücklich entgangen war, wurde ich auf ein Mal arretirt und nach Kehl geliefert. — Hier beim Kommandanten erklärte ich, man möchte den Hennenhofer davon in Kenntniß ſetzen, indem es ſonſt für die badiſche Regierung die nachtheiligſten Folgen haben müßte. Ich wurde von Kehl nach Kork gebracht und mir bedeutet, ich möchte dies beim dortigen Amte nochmals angeben. Da angekommen, erklärte ich ſogleich dem Oberamtmann, ich wollte ſelbſt an den Hennenhofer ſchreiben, was ich auch am nämlichen Tage that: Ich ſei in Straßburg abgefaßt worden, an Baden ausgeliefert, von den benannten Broſchüren wären, meinem Verſprechen gemäß, außer in die Schweiz, keine verſandt worden. Nun hätte man zu erwarten, daß, wenn ich nicht ſogleich wieder nach Straßburg zurückkehren könnte, ein Anderer die Spedition übernehmen würde, und gerade dann, weil es an den Tag kommen müßte, daß ich

die Broſchüren blos in die Schweiz verſandt hätte, Deutſchland gleichfalls mit ſolchen überſchwemmt werde. Hauptſächlich würden ſeine Briefe, wodurch er dieſes zu verhindern geſucht hätte, noch dazu aneifern; die Briefe lägen in Straßburg in ſicherer Verwahrung, könnten nur von mir allein perſönlich herausgefordert werden; bei längerer Zögerung müßten ſie nothwendig an den Tag kommen. Hennenhofer ſchrieb nun vermuthlich gleich nach Karlsruhe; denn den andern Tag kam vom Miniſterium der Befehl, man ſollte mich, den von der franzöſiſchen Regierung Ausgelieferten, unverzüglich wieder in Freiheit ſetzen und mich mit Papieren verſehen, welche ich zu meiner Sicherheit verlange. Ich erhielt einen Ausweis, allein blos auf einen Tag gültig; mit dem ging ich wieder nach Straßburg, jedoch nicht über Kehl, ſondern auf Seitenwegen zurück. Als ich daſelbſt ankam, war es ſchon ziemlich bekannt, wie es mir ergangen, und man erwartete meine Rückkehr nicht wieder. Dem Schuler und Andern, die mich gefragt, ſagte ich, ich wäre entkommen.

Um die Zeit traf es nun ein, daß Garnier von London aus ſchrieb, er könnte die dritte Nummer der Broſchüre nicht mehr ſenden, indem ſein Buchhändler Bankerott gemacht hätte, zudem auch die Stempel-, Druck- und Verſendungskoſten ſo groß wären, daß bei dem geringen Abſatz die Auslagen unmöglich gedeckt werden könnten. Die in die Schweiz verſandten Nummern hatten bereits gar keinen Abgang gefunden, und das Geld, welches ich für die an Hennenhofer geſandten Broſchüren erhielt, war nicht hinreichend. Ich hatte zwar Schuler darauf aufmerkſam gemacht, er ſollte die Erlaubniß von Garnier einholen, um eine größere Auflage in Straßburg machen zu können; Schuler ging aber nicht darauf ein, indem er erklärte, daß hiebei nichts herauskomme. Die Fortſetzung unterblieb alſo von ſelbſt;

einzig machte ich Schuler noch darauf aufmerkſam, daß man, um ſich keine Blöße zu geben und nicht anzuzeigen, man hätte nicht die hinreichenden Mittel gehabt, über die ganze Sache ſtille ſein müſſe. In Baden blieb dann die Furcht wegen Fortſetzung der Nummern immerwährend noch. Um für mich den beſten Vortheil aus dieſer Sache zu ziehen, ſchrieb ich an Hennenhofer, ich wollte nach Deutſchland zurückkehren und hierdurch veranlaſſen, daß der Handel unterdrückt würde, Schuler würde gewiß darauf eingehen, indem, ohne meine Gegenwart, die Verſendung von ſelbſt aufhören müßte und Schuler wohl einſehe, daß ich nicht länger mehr in Straßburg bleiben könnte, er zugleich auch überzeugt wäre, daß ſich keiner meiner Bekannten, die ſich noch in Straßburg befänden, zu dieſem gefährlichen Geſchäfte hergeben würde. Als Bedingung für dieſes alles verlangte ich die ſchriftliche Erklärung, daß ich ungehindert in mein Vaterland zurückkehren könnte, und daß bei meiner Regierung ausgewirkt ſein müſſe, daß alle Unterſuchung gegen mich niedergeſchlagen werde. Zu allem dieſem verpflichtete man ſich. Ich kehrte nun in die Heimath zurück. Abends ſpät kam ich in Waldſee an. In aller Früh, ohne daß Jemand von meiner Ankunft wiſſen konnte, erſchien der Oberamtmann und verhaftete mich im Namen des Königs. Ich, höchſt erſtaunt, zeige meine Papiere, die ich von Hennenhofer in Händen habe, was aber nichts half. Ich wurde verhört, und es wurde mir angezeigt, daß bekannt wäre, ich hätte ſchon ſeit Jahren Flugſchriften in mein Vaterland geſandt, an wen dieſelben geſchickt worden wären? Ich erklärte nun, das Alles gehe mich nichts mehr an; in wenigen Tagen werde der Befehl von Stuttgart ſelbſt kommen, da ich nach meiner Verhaftung wohl ſehe, daß noch nichts da ſei, allen Prozeß gegen mich niederzuſchlagen; ein Schreiben von Major v. Hennenhofer, welches damals an meinen Vater ankam,

verbunden mit einer Kaution, veranlaßte, daß man mich auf freien Fuß ſtellte. Deſſen ungeachtet wurde ich täglich verhört; ich berief mich aber immer auf die Zuſage von der badiſchen Regierung. In Bezug auf den Broſchürenhandel und unſere Verbindungen mit Deutſchland, die man hauptſächlich kennen wollte und wofür man mir große Belohnungen verſprach, ſchützte ich Unkenntniß vor. Endlich kam, am 5. Dezember, vom Kriminalgerichtsſenat Eßlingen der Befehl, man ſolle mich unverzüglich nach Hohen-Asperg abführen. Ich wurde am nämlichen Abend in einer Chaiſe noch 5 Stunden weit gebracht. In Biberach angekommen, blieb ich die erſte Nacht. In der Frühe erſchien der Gensdarme mit dem Schließer, um mich zum weitern Transporte vorzuführen. Es war noch etwas dunkel und ein ſtarker Nebel, das Gefängniß am Ende der Stadt; hierauf ſuchte ich zu entfliehen und es gelang glücklich. Nach mehreren Tagen kam ich dann in die Schweiz. In Schaffhauſen angekommen, ſchrieb ich an Hennenhofer, und als ich nicht ſogleich Antwort erhielt, in Zürich ebenfalls, wohin ich mich am andern Tage begeben hatte. Ich ſtellte ihm das niederträchtige Verfahren gegen mich vor und gab vor, ich glaube bereits, das Ganze wäre eine Falle geweſen, in die man mich gelockt hätte. Hierauf erhielt ich nun mehrere Briefe, welche ſich bei Kummer vorgefunden haben werden.

Hennenhofer wünſchte damals ſehr, daß ich mich von meinen Bekannten weg nach Frankreich begeben ſollte, hiezu hatte ich aber keine Luſt. Um ihn auf eine andere Meinung zu bringen, gab ich vor, es wäre wohl möglich, daß die Broſchüre wieder aufs Tapet gebracht werden könnte, ich würde die Sache auf keinen Fall mehr unterſtützen; allein doch gerade, um es zu verhindern, ſei es gut, wenn ich mich auf dem Platze ſelbſt befinde, um zu bemerken, was etwa in dieſer Beziehung unter-

Digitized by Google

nommen werden könnte. — Es war ihm nun recht. Meine Korreſpondenz ſetzte ich unter der Zeit immer fleißig fort. Hennenhofer, welcher vielleicht glaubte, durch mich wichtige Aufſchlüſſe zu erhalten, ſetzte denſelben ebenfalls unermüdet fort. Die Angaben, welche ich ihm nun machte, waren ganz im Intereſſe meiner deutſchen Bekannten; ich führte ihn auf falſche Spuren; meine Bekannten hatten unterdeſſen, gleich nach meiner Ankunft in Zürich, mich zur Verantwortung über mein Benehmen in Straßburg gezogen; ich rechtfertigte mich hinreichend. Die Korreſpondenz mit Hennenhofer wollte ich fortführen. Dieß konnte aber nur geſchehen, wenn ich ſo geheimnißvoll als möglich gegen Jedermann hiebei zu Werke ging. Um jedoch bei einer ſpätern Entdeckung allen Verdacht abzuleiten, als ob ich etwas meinen Freunden Schädliches hiebei unternommen hätte, zog ich mich aus allen Verbindungen und politiſchen Vereinen zurück.

Vorgeleſen und richtig befunden:

F. Sailer.

III

Depoſition

des Herrn Ernſt Dieffenbach, Med. Dr. aus Gießen, 25 J. alt.

(Act. N° 206. 11. Dez. 1835.)

— Sahen Sie nie Briefe bei Sailer mit dem Poſtzeichen Kippenheim?

— Ja! Sailer war früher in einer Apotheke in

Kippenheim; dann kam er in nähere Verhältniſſe mit dem badiſchen Major von Hennenhofer auf Mahlberg; dieſer ſoll den Sailer aufgefordert haben, uns auszuforſchen, in Betreff einer Broſchüre wegen Kaspar Hauſer, die gegen den Major von Hennenhofer geſchrieben war. — Sailer kam nun von Kippenheim zu uns nach Straßburg hinüber und theilte uns dieſes mit. — Nun blieb er in Straßburg, und erhielt auch da noch verſchiedene Briefe von Hennenhofer, der ihn wieder im Badiſchen haben wollte, oder vielmehr von dem Apotheker in Kippenheim, bei dem er geweſen und wo ihn Hennenhofer kennen gelernt; — Sailer erklärte aber, er wolle ſich zu ſo etwas nicht gebrauchen laſſen. — Nachdem er nun von Straßburg weggewieſen worden, ſo ging er nach Mannheim und Stuttgart, wo er arretirt worden. Auf Verwendung ſeines Vaters, der Landſtand iſt, wurde er wieder losgelaſſen, und ging dann nach Waldſee. Von da ging er wieder nach Straßburg, dann nach Bern; und als er von da wieder nach Hauſe gegangen, wurde er abermals arretirt, und ſollte nach Hohen-Aſperg transportirt werden, bei welchem Anlaſſe er ſich fortmachte (angeblich die Flucht ergriff!), und wieder nach der Schweiz kam.

— Haben Sie nie einen Brief von dem benannten Hennenhofer bei ihm geſehen?

— Ja! allein er war ſehr zurückhaltend mit ſeinen Briefen.

— Könnten Sie vielleicht die Handſchrift deſſelben noch erkennen?

— Ja! ich glaube es.

Es werden nun dem Deponenten einige Briefe mit dem Poſtſtempel Kippenheim vorgewieſen, und er weiter befragt:

— Können Sie ſich erklären, ob Hennenhofer dieſe Briefe geſchrieben hat?

— Nein! nur das weiß ich, daß Hennenhofer die Briefe nie unterſchrieben hat.

— Hat Hennenhofer dem Sailer etwas Spezielles über die Hauſer'ſche Geſchichte mitgetheilt?

— Nein! Sailer ſagte nur, er ſei mit Hennenhofer, welchen die Volksſage als Mitwiſſer in der Hauſer'ſchen Geſchichte bezeichnete, zufällig in der Apotheke in Kippenheim das erſte Mal auf dieſe Sache zu reden gekommen. — Auch glaube ich nicht, daß Sailer nur von Weitem in dieſes Geheimnis eingeweiht war, ſonſt hätte er uns allerdings noch Verſchiedenes mitgetheilt, um es in der Broſchüre zu benutzen, welche von Garnier in Straßburg herauskam. —

— Sagte Sailer Ihnen nie, daß ihm Hennenhofer hieher Unterſtützung geſandt?

— Nein! hingegen ſoll er zu Straßburg ſolche empfangen haben; indem ihm derſelbe ſeine Kaſſe zur Dispoſition geſtellt, wenn er die letzte Broſchüre, welche bei Buchhändler Schuler in Straßburg in Kommiſſion war, unterdrücken könne, und das gelang dann Sailer wirklich, und ſo vermuthe ich, Schuler ſei auch dafür bezahlt worden.

An die obſtehenden Protokoll-Auszüge reihen wir die nachſtehende, den kriminalgerichtlichen Akten gleichfalls entnommene

Privatkorreſpondenz.

1

Brief an Ferdinand Sailer in Straßburg, d. d. 31. Oktober 1834.

(Act. N° 182. N° 27.)

Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht; hier iſt ein Brief von Ihrem Herrn Vater. Leſen Sie ihn und

ſenden Sie mir ſolchen durch den Brüger retour. — Reiſen Sie nun mit Gott, und erfüllen Sie die Wünſche Ihres Vaters, es ſind auch die Meinigen.

Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, das Amt Waldſee habe früher wegen Ihnen geſchrieben; er möge einſtweilen nur bemerken, daß von den badiſchen Behörden befriedigende Auskunft kommen werde.

Schreiben Sie bald, und empfangen Sie nochmals meine beſten Wünſche.*)

2

Brief an F. Sailer in Waldſee.
d. d. 8. November 1834.
(Act. N° 182. N° 28.)

Ihr Schreiben vom 4. erhalte ich faſt im Momente meiner Abreiſe. Wahrhaft bedaure ich den Vorfall; doch verſichere ich Sie, daß beſtimmt von Karlsruhe aus an den Herrn Miniſter v. Schlaier in Stuttgart geſchrieben wurde, um alles Weitere niederzuſchlagen. Das Amt wird jetzt ſchon in Kenntniß geſetzt ſein, und ohne Zweifel auch direkte Nachrichten erhalten haben.

Doppelt leid ſollte es mir jedoch ſein, wenn dieſer Vorfall — eine traurige Folge der Vergangenheit — Ihr Gemüth ſo verdüſtert hätte, daß Sie das Leben im Vaterhaus allzu läſtig fänden. Die Zeit heilt Alles, und wird auch Ihnen Ruhe geben. — Tragen Sie das vorerſt Unvermeidliche in Geduld, es wird mit jedem Tage

*) Der untere Theil dieſes Briefes iſt abgeriſſen, wahrſcheinlich, weil darauf Hennenhofer mit ſeinem ganzen Namen unterzeichhatte.

beſſer werden. Gerne will ich helfen, daß Sie in eine ordentliche Kondition kommen; aber vorerſt geben Sie nur Jedermann die Beruhigung, daß Sie von allen Verbindungen wirklich los ſind. Deßhalb iſt es auch nicht gut, daß Sie, wenn gleich in der löblichſten Abſicht, in Straßburg noch Erkundigungen einziehen wollen. Laſſen Sie es lieber ſein: denn wie leicht könnte ein Brief Sie kompromittiren. Bei der Verworfenheit Garnier's iſt es nicht der Mühe werth, ſeiner Bosheit weitere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Folgen Sie meinem Rath, ich meine es gewiß redlich. Erſuchen Sie Ihren Herrn Vater, daß er ſelbſt an Herrn Miniſter v. Schlaier ſchreibt, ob er nicht von Karlsruhe Briefe zu Ihren Gunſten erhalten habe, und daß er ihn bittet, ein Paar erhebende Worte an die königl. Behörden in Waldſee zu richten, um Ihrer Achtung neue Stützen zu geben. So wird es gut gehen, und mit der Ruhe kömmt auch Ihre Zufriedenheit.

Nehmen Sie aus dem Vorfall eine Lehre, und denken Sie an das elende Leben, zu dem Sie verdammt geweſen!

Bis zum 8. Dezember bin ich zurück, und hoffe dann Briefe von Ihnen anzutreffen.

Mit Achtung und Gruß.

H.

3

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich.

d. d. 3. Januar 1835.

(Act. N° 182. N° 1.)

Ein Paar Tage abermaliger Abweſenheit von Haus ſind Schuld, daß Sie nicht früher weitere Nachrichten

von mir erhielten. Doch war ich indeſſen in Ihrem Intereſſe nicht müßig. Ihre Briefe bis zum 29. habe ich geſtern bei der Heimkehr vorgefunden; ebenſo Nachrichten aus Karlsruhe in Bezug auf die Verwendung, welche zu Ihren Gunſten in Stuttgart eingetreten war. Dieſe Verwendung war nicht ohne Erfolg geblieben. Der König hatte bereits befohlen, darauf die verdiente Rückſicht zu nehmen, und ſo wie Ihre Unterſuchung geſchloſſen, und Ihre Konfrontation mit andern Inkulpaten auf dem Asperg vollzogen worden wäre, hätte man ſie poſitiv mit einer ganz leichten Arreſt-Strafe entlaſſen, oder ſofort pardonirt. Tief beklage ich, daß dieſe Wendung nun geſtört iſt, und ich nehme an, daß die Unterbehörden, und wahrſcheinlich der Amtmann in Waldſee, von dieſen Verhältniſſen keine Kenntniß hatten, denn ſonſt müßten Sie mehr beruhigt worden ſein. — Auch wegen einem Aſyl hierlandes wäre es nichts geweſen, weil ein Jurisdictions-Vertrag mit Würtemberg beſteht, wonach die Sprüche der Tribunale beider Länder gleichmäßig vollziehbar ſind. — (Nachdem hierauf H. dem S. den Vorſchlag gemacht, es möge ſein Vater ſelbſt nach Stuttgart reiſen, und dort ſeine Begnadigung nachſuchen, wofür man nochmals auch von Karlsruhe aus ſich verwenden werde, fährt er fort:) Wollen Sie dieſes nicht, ſo gehen Sie in Gottes Namen nach Frankreich; es iſt dieß jedenfalls beſſer, als in der Schweiz zu bleiben. Ich werde Ihnen hierzu nach Kräften behülflich ſein. Doch thue ich nichts ohne Einvernahme mit Ihrem würdigen Vater; denn ich bin leider durch die würtembergiſchen Behörden, wie ich aus einem Schreiben aus Amt Ettenheim erſehe, in gehäſſiger Weiſe verdächtigt, als ob ich Sie zur Flucht verleitet hätte. Dieß fehlte noch!

4

Aus einem Schreiben an F. Sailer in Zürich, dat. 9. Januar 1835.

(Act. N° 182. N° 2.)

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich vernehmen mußte, es ſeien Anzeigen aus der Schweiz gekommen, die nicht ſowohl über Sie, als insbeſondere über mich ungünſtig lauteten, als hätte ich Sie zu Allem ermuntert. — Man ſchreibt Ihnen Aeußerungen zu, die mich geradezu verdächtigen. Ich lege keinen Werth darauf, und citire es Ihnen nur, damit Sie erkennen, wie nothwendig es iſt, daß Sie allen Verbindungen mit den Revolutionärs entſagen, und ſich zur Ruhe wenden. — Sie ſagen mir in Ihrem Briefe nicht, ob Sie nach Frankreich wollen. Auf der andern Seite ſchrieb mir Ihr Vater, daß Sie Hoffnung hätten, in einer Apotheke unterzukommen. Letzteres wäre das Beſte, ſelbſt wenn Sie nur das geringſte Salaire erhielten; denn gerne würde ich Ihnen ein monatliches Taſchengeld überweiſen. Aber laſſen Sie den Beſuch der Vereine und Geſellſchaften unterwegs; es iſt ja gegen Ihre Geſinnungen.

Dieß für heute nur in Eile. Am Montag ſchreibe ich Ihnen das Weitere, und werde eine kleine Anweiſung beilegen. — Einſtweilen habe ich an einen Arzt in der Gegend von Beſançon geſchrieben, ob er Sie nicht in einer Apotheke unterbringen kann. Ich hoffe, es geht. Sagen Sie einſtweilen, daß Sie Hoffnung haben, in eine Offizin zu kommen, und daß Sie, um Ihren Vater nicht ins Mißgeſchick zu bringen, ſich ruhig halten, oder gar aus der Schweiz fort müßten. — Beſorgen Sie nicht, als ob Sie kompromittirt, und der

Rache Ihrer Feinde ausgeſetzt werden.*) — Leider muß ich glauben, daß Sie weder mit gleicher Sorgfalt, noch mit gleicher Vorſicht ſich ausſprechen! Ihre unglückliche Lage entſchuldigt zwar Alles, doch vergeſſen Sie nie, daß ich es redlich mit Ihnen meine, und unſäglichen Verdruß bereits erduldete. — Bis Montag das Weitere ſammt einer Anweiſung.

5

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 23. Januar 1835.

(Act. N°. 182. No. 3).

— Können Sie mir Nachrichten geben, ſo thun Sie es ſo detaillirt als möglich. — Ich mache keinen andern

---

*) Endlich kommt der Herr Major zur Sache, und ſagt, wozu Sailer nach der Schweiz gekommen oder wohl pflichtſchuldigſt geflohen ſei, und wie er ſich zu benehmen habe, um die Leute über den eigentlichen Zweck ſeines Aufenthaltes zu täuſchen. In dem gleichen Sinne, wie hier von Hennenhofer, wird Sailer unter dem 27. Januar 1835 auch von einem Freunde aus Ermatingen inſtruirt, welcher ihm in einer Apotheke zu Winterthur eine Stelle verſchafft hatte. „Fragt Sie Ihr „künftiger Prinzipal,“ ſchreibt dieſer Herr aus Ermatingen, „warum Sie ohne Condition in Zürich verweilen, ſo ſagen „Sie, daß Familienverhältniſſe (alſo nicht die gefährliche Unterſuchnng) Ihre Entfernung von Hauſe erforderten ꝛc. ꝛc. „und daß ich, Ihr Freund, (reſp. Herr v. Hennenhofer und „die badiſche Regierung) dieſelben kenne. Doch ich mache „Ihnen Vorſchriften, die Ihnen vielleicht drückend werden,

Gebrauch davon, als nur um Ihnen zu nützen. Doch ſollen Sie ſich deßhalb nicht exponiren, noch in den Verſammlungen zeigen. — Das Treiben dort iſt mir gleichgültig, aber die etwaigen Verbindungen hierlands, welche die öffentliche Ruhe bedrohen, können es nicht ſein. In dieſer Richtung möchte ich von Ihnen hören, was Sie aufrichtig ſagen können. Und ebenſo wegen den Verbindungen mit Lyon und Paris. *)

---

5 b.

Brief an F. Sailer in Winterthur.

d. d. 21. Februar 1838.

(Act. N° 182. No 5)

Auch ich kann es nur aufs wehmüthigſte bedauern, daß Sie durch Spedirung von Druckſchriften ſich auf's Neue verdächtigen. Schon die Rückſichten auf Ihren Herrn Vater hätten Ihnen eine Vorſicht anempfehlen ſollen, die ohnehin durch die Klugheit geboten war. — Erfüllen Sie ſich doch von dem Gedanken, daß auf den bisherigen Wegen Ihnen kein Heil blüht, und daß man

---

„die Sie zu beachten nicht für gut finden! Sollten Sie „dieſelben nicht gerne eingehen, ſo entlaſſe ich Sie deren; „nur vergeſſen Sie nie, daß ich es gut und redlich mit „Ihnen meine und Ihr Schickſal mir nahe liegt. Bedürfen „Sie Geld, ſo ꝛc.“ — Wahrlich, die Herren ſpielen ihre Rollen erbärmlich fein!

*) Die in jedem Briefe den faulen Kern umhüllenden, menſchenfreundlichen Floskeln ſind, um Raum zu erſparen, hinweggelaſſen worden.

Dasjenige, was man für das Beſſere erkennt, treu feſthalten muß. Schreiben Sie Ihrem Herrn Vater, um ihn zu beruhigen; ich werde ihm auch in einiger Zeit ſchreiben. — Sie wiſſen, welche Verdächtigungen auf mich kamen; dieſerwegen wäre es ſo gut geweſen, wenn Ihr Benehmen jede Klatſcherei niedergeſchlagen hätte. — Auch fällt es mir faſt auf, daß Sie mir die weitern Nummern nicht ſandten, und ſolche doch an andere ſpedirten. Iſt vielleicht etwas darin erwähnt, was hieher Bezug hat? —

Ich meinte es redlich mit Ihnen und Ihrer Ausſöhnung, und wollte Ihnen gerne alle Mittel zu einer beſſern Zukunft ſchaffen. Ich konnte nichts thun, als was ich ex propriis vermochte, weil ich ſtets fühlte, daß Ihr Zutrauen ſich nicht ganz erſchloß. Ein offenes Vertrauen hätte mich in den Stand geſetzt, für Sie ganz anders wirken zu können!

Ich werde Sie am wenigſten ſtecken laſſen, wenn Sie auf guten Wegen beharren. Bleiben Sie ruhig und fleißig. Schreiben Sie mir bald. Ohne Sie aufzufordern oder zu veranlaſſen, mit den alten Freunden zu verkehren, theilen Sie mir nur mit, was Ihnen zufällig bekannt wird, oder wenn tolle Pläne zum Vollzug kommen. Auch ſchreiben Sie mir über den Inhalt der Broſchüren*).

*) Wie unſchuldig und doch ſo ſchlau!!!

Digitized by Google

6

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Winterthur. d. d. 24. April 1835.

(Act. N° 182. N° 8.)

— Von den Unterſuchungen in Karlsruhe iſt mir nichts bekannt. Ich weiß nur, daß Herr Mathy, der, wie Sie ſagen, jetzt in Bern iſt, als eine Haupttriebfeder der Verbindungen in unſerem Lande gilt. Ich kenne ihn übrigens gar nicht, und beklage nur, daß die tollen Unternehmungen nicht aufhören. — Da er Sie, wie Sie ſchreiben, im Verdacht hat, als ob Sie ihn verrathen hätten, was ja ganz unmöglich iſt, da Sie meines Wiſſens ſeinen Namen nicht nannten, ſo muß es doch ſcheinen, als ob Ihnen ſeine Angelegenheiten bekannt ſeien. Wäre dieß, und Sie könnten hierüber Näheres mittheilen, ſo ſollte dieſer Dienſt Ihnen wohl vergolten werden und Sie doch nicht in Verlegenheit kommen u. ſ. w.

7

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Winterthur.

(Act. N° 182. N° 10.)

Den 11. März (oder Mai).

Nur irgend eine beſondere Bosheit aus dem Kreis Ihrer Bekannten könnte Ihnen Verdruß wegen der Zeitungsſache zuziehen, die mir ſehr fatal und räthſelhaft iſt. Alle Ihre Briefe ſtehen Ihnen im Original

zu Dienſten, zum Beweis, daß keiner aus meiner Hand kam. — Gerade daß im Artikel Ihr Name nicht genannt iſt, muß für Sie ſprechen; — denn hätten Sie Theil daran, ſo wäre gewiß Ihr Name mit aufgezählt, um den Verdacht abzuwenden*). Ich gebe Ihnen mein Wort, daß von mir keine Sylbe in eine Zeitung geht. — Es ſind ſo viele Quellen in der Schweiz, aus welchen Notizen fließen, daß es keines Scharfſinnes bedarf, um Mancherlei zuſammenſtellen zu können**). — Ich ſchrieb einem Freunde Einiges, und da der Brief ins Ausland ging, ſo kann er auf der Poſt irgendwo erbrochen worden ſein***). Aber Ihr Name ward nie genannt u. ſ. w. — — — — — — Seitdem Frankreich auch auf Beruhigung dringt, iſt ein anderer Sinn in den Schweizer Regierungen, und dieſe trachten jetzt ſehr, die Flüchtlinge los zu werden, auf welche nun Alles geſchoben werden ſoll†). Möglich, daß man hie und da ſelbſt die Namenliſten mittheilte, um die Schweiz rein zu wa-

*) Dieſe Aeußerung verräth offen die Taktik, welcher ſich die Regierungen bedienen, um ihre Spione zu verbergen.

**) Ein Beweis, wie umfaſſend das Spionenſyſtem organiſirt ſein muß, ſo daß es wohl begreiflich wäre, wenn die Flüchtlinge in jedem ſich ihnen Nahenden, bis zum Beweiſe des Gegentheils, einen Spion erblickten.

***) Iſt dieſes nicht eine diplomatiſche oder hofmänniſche Wendung, und hatte ſelbſt Hennenhofer zu befürchten, es möchten ſeine in das Ausland gehenden Briefe erbrochen werden, ſo würde daraus erhellen, daß es in Deutſchland eine höhere und niedere Polizei, eine Polizei über der Polizei gibt, von welchen die obere die untere ſorgſam bewacht, weil ſelbſt die Knechte der Polizei ſich gegenſeitig mißtrauen.

†) Hr. Major von Hennenhofer urtheilt und handelt gerechter gegen die Flüchtlinge, als die Schweiz, die ſ. g. einzige Republik in Europa, es gethan hat.

ſchen *). — — — — Was die Zeitungen aus Bern melden, beweiſt auch, daß man gegen die Deutſchen mehr und mehr zu Felde zieht. Dorther können auch ſolche Artikel kommen. **)

8

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Ellikon. d. d. 12 Juli 1835.

(Act. N° 182. N° 15.)

Mit wahrer Freude las ich Ihr Schreiben vom 9., deſſen Beilage hier wieder zurück folgt. Der Himmel erhalte Sie ſtandhaft auf dieſer Bahn, welche gewiß noch zum Glücke führt! — — — — Zählen Sie darauf, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen gewiß Ihnen die reelle Theilnahme bewahre, die ich Ihnen zugeſagt. — Ich grüße Sie aufrichtig.

H.

9

Auszüge aus einem Briefe an F. Sailer in Ellikon. d. d. 3. September 1835.

(Act. N° 182. N° 19.)

Ihr Schreiben vom 30. habe ich mit den Anlagen erhalten. — Letztere werde ich Ihnen im nächſten Paquet

*) Iſt die hier ausgeſprochene Möglichkeit eine Wirklichkeit, dann iſt es eine ſchmähliche, über welche jeder ſchweizeriſche Republikaner tief erröthen wird.

**) Sehr ſchmeichelhaft für die Berner Spiegelberge!

zurückſenden. — Meine Geſinnungen für Sie ſind nicht verändert. Was ich Ihnen in der Hütte ſagte, galt den damaligen Verhältniſſen, nämlich inſoferne Sie Mittheilungen machen wollten*). — Nachdem Sie jedoch wegen Letzterem theils Anſtand nahmen, theils Bedenklichkeiten hatten, theils nur kurze Notizen gaben, und ich alle Namen, die auf's hieſige Land Bezug hatten, ohnehin verſchwieg, ſo konnte ich zu Ihrer Unterſtützung Niemand weiters in Anſpruch nehmen, als nur meinen Privatbeutel u. ſ. w. — — Was nun Ihre frühern Mittheilungen betrifft, ſo habe ich die bedeutſamſten Ihrer Briefe alle noch, um ſie Ihnen dereinſt in Original zurückzugeben. Sie wiſſen zudem, daß Niemand, wer es auch ſei, in Folge dieſer Briefe eine unangenehme Stunde hatte! —

Vor einem halben Jahre ſchon bemerkte ich Ihnen, daß, wenn Sie eine bedeutende Mittheilung machen wollten, ich ſolche in Ihrem Intereſſe verwerthen will, daß Sie aber vor der Mittheilung den beſtimmten Lohn fordern ſollten. — Ich befaſſe mich nicht mit den trüben Geſchichten des Tages, kenne übrigens Geſchäftsmänner, denen eine Kenntnißnahme nothwendig iſt, und dieſe mögen es nach Werth vergelten. Ich wiederhole Ihnen dieß nur, daß, wenn Sie einmal eine umfaſſende Arbeit, ſei es nur zur Charakteriſtik der Vergangenheit, liefern wollten, ich Ihnen dafür wohl eine ordentliche runde Summe verſchaffen könnte, die Sie vorweg ſelbſt beſtimmen müßten, ehe Sie eine Zeile ſchrieben u. ſ. w.

In Ihrem Intereſſe rathe ich, keine Briefe aufzu-

*) Hier deutet Hennenhofer ziemlich deutlich auf die Zuſammenkunft hin, welche er mit Sailer, nach der Angabe Bohrers, an einem einſamen Orte in der Nähe von Straßburg wegen der Kaspar Hauſerſchen Broſchüren hatte.

heben, oder ſie wenigſtens bei einem unbefangenen Mann in Verwahr zu geben. —

10

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer, d. d. 1. Oktober und ohne Adreſſe.

(Act. Nº 182. Nº 25.)

Ich habe Schritte gethan, um Ihnen Weiteres zu erwirken, aber bis jetzt noch ohne Erfolg. In Karlsruhe ſtoße ich auf Schwierigkeiten, weil man fortwährend zweifelt und mich ſelbſt warnt. Ward doch nach Ihrer Heimath geſchrieben, ich ſtecke mit Ihnen und den Flüchtlingen zuſammen!! — In Lieſtal ſollen die Flüchtlinge wieder allerlei meditiren. Wiſſen Sie etwas davon, ſo ſagen Sie es mir. Kennen Sie einen Apotheker, Namens Blaha, und was iſt dieß für ein Mann? Ich ſtelle Ihnen dieſe Frage nur, weil ich vermuthe, daß dieſer Blaha ſich beſonders Mühe gibt, ſolche Dummheiten*) zu verbreiten, wie Sie bezeichnet hatten, und

*) Dieſe Dummheiten beſtanden darin, daß verbreitet wurde, Hennenhofer ſei in das Geheimniß der Kaspar Hauſerſchen Geſchichte eingeweiht. Allein, wenn in der That derlei Gerüchte nur ungereimte Dummheiten ſind, warum erſchrickt der Hr. Major ſo gewaltig vor jedem Dummkopfe, der an den Gerüchten den entfernteſten Antheil nimmt? Qui s'excuse s'accuse! Durch ſeine angſtvollen Bemühungen, die berührten Dummheiten, wo ſie nur immer auftauchten, ſofort durch jedes Mittel von ſich aus im Keime zu erſticken und ihre weitere Verbreitung zu verhindern, verräth Hennenhofer ſein — Schuldig!

daß er hierzu von Jemand aufgefordert wurde, den ich errathen möchte.

Uebrigens bleibe dieſe Anfrage unter uns. — Beſtätigen Sie mir bald den Empfang.

11

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 25. Oktober 1835.

(Act. 182, N° 26.)

Der würtembergiſche Landtag kommt nächſten Monat zuſammen, und dann kann Ihr Vater um ſo leichter auf eine befriedigende Ausgleichung hin wirken; ohnehin ſind die meiſten Staaten zu einer Amneſtie geneigt.

Von Karlsruhe habe ich noch keine Reſultate. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß man dort mehr als Vorurtheile hegt, und die Ungleichheiten in Ihrem Benehmen mit anderweitigen, mir unbekannten Notizen in Verbindung bringt, woraus kein vortheilhafter Schluß hervorgeht. Längſt hat man mich gewarnt. Dennoch ſetze ich meine Bemühung fort, und mein nächſter Brief ſoll Ihnen ſagen, ob ich etwas erwirke.

Da ich nicht direkte, ſondern nur durch einen Bekannten jeweils Ihre Angelegenheit führte, und von Ihren Briefen ſeit langer Zeit gar keinen Gebrauch mache, ſo bin ich ſelbſt nicht recht im Klaren. Jedenfalls ſende ich dieſen Monat noch Ihnen eine Unterſtützung, und finde ich Gelegenheit, auch einige Beiträge zur Garderobe.

Was mich und meine Perſon betrifft, ſo erſuche ich Sie, deſſen nie mehr zu erwähnen. Mich eckelt ein Getrieb, das nur von Bosheit zeugt. Ich war ſeit länger

als einem Jahre keinen Fußtritt in der Schweiz, und mag alſo auch nicht wiſſen, was die Lüge ausbreitet.

Dagegen bleiben mir andere Notizen willkommen, und ich erſuche Sie darum, wenn Sie mir ſie ehrlich geben wollen. Ich berge Ihnen nicht, daß, wenn Sie es geſtatten, ich davon einen Gebrauch machen kann, der Ihnen gut vergolten werden ſoll. Dabei verbürge ich, daß Sie nicht kompromittirt werden. Alle Ihre Briefe ſind in meinen Händen, und mit Freuden gebe ich ſie Ihnen einſt zurück; dann ſollen Sie auch leſen, was ich zu Ihren Gunſten ſchrieb, und was man mir antwortete. Namentlich wäre es mir lieb zu wiſſen, wo ſich jetzt von den Flüchtlingen Peters, Steinmetz, Lüning, Leſſing, Kombſt und Bouterwek aufhalten. Schreiben Sie mir hierüber bald möglichſt; aber nur, wenn Sie es gerne thun. — Es iſt keine Bedingniß für meine Unterſtützung. Letztere gebe ich Ihnen gerne, ſo weit meine beſchränkten Mittel es zulaſſen. Aber ich möchte Ihnen ein Stück Geld verſchaffen, damit Sie ins Reine kommen und wirklich ſtudiren können. — Wiederholt erſuche ich Sie, die Briefe ſicher zu verwahren. — Wie ich Antwort von Ihrem Vater habe, ſende ich ſie Ihnen.

12

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 30. Oktober oder eher September 1835.

— Mit nächſtem Poſtwagen ſende ich Ihnen drei Louisd'or, damit Sie ſich kleiden und um eine Anſtellung

umſehen können. Auf der Adreſſe ſteht nur 11 fl. als Valor angegeben. Bei den 4 Kronen liegt jedoch ein Doppel-Louisd'or in Gold. Ich werde auch noch ein Zettelchen mit näherer Antwort auf Ihren Brief beilegen. — Ueber die Anſichten, welche mich betreffen, möchte ich lachen, erkennte ich nicht darin Wirkungen übergroßer Bosheit, die mich übrigens gleichgültig läßt. — Es war eine Zeit, wo ich Herrn Mathy's Mutter (ihn ſelbſt kenne ich gar nicht) zu einer Penſion eifrig zu verhelfen ſuchte; dafür verfolgt mich der Sohn! — Lächerlich iſt die Angabe, als wollte ich in Dienſt zurücktreten, oder hätte heimlichen Einfluß. Noch lächerlicher, ich hätte dieſes Jahr heimlich die Schweiz bereiſet. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dieſes Jahr noch nicht einen Fuß in die Schweiz geſetzt habe ꝛc. —

13

Auszug aus einem Briefe an F. Sailer in Zürich. d. d. 5. Dezember 1835*).

(Act. 182. N° 30.)

Wenn man in Karlsruhe Mißtrauen hat, und es auch mich empfinden läßt, ſo hat man im Grunde recht, und Ihre Tonart beſtimmt am Ende auch mich, anders von Ihnen zu denken ꝛc.

*) Während des Unterſuchungsverhaftes des Sailer iſt dieſer Brief noch angekommen.

* * *

Hiermit hätten wir nun dem Leſer diejenigen Aktenſtücke zur Einſicht mitgetheilt, welche bei der Leſſing'ſchen Prozedur vor dem Kriminalgericht in Zürich verhandelt wurden und einen merkwürdigen Kommentar zu unſerer Geſchichte liefern. Nur wahrhaft zu bedauern iſt, daß bei der Oberflächlichkeit, mit der dieſe Unterſuchung im Allgemeinen geführt wurde, ein großer, wichtiger Theil der obſtehenden Privatkorrespondenz, wenn nicht gänzlich verloren — ſo doch wenigſtens für die damalige Berückſichtigung leider! unentdeckt blieb. Indeſſen gewährt ſchon die vorhandene die Ueberzeugung: daß Hennenhofer unter dem Deckmantel des uneigennützigſten Mitleids und des edelſten Menſchengefühls junge Männer zu Spionen gewann, und hinter ſchön klingenden Phraſen und einem ziemlich werthloſen politiſchen Nebenzwecke der Entdeckung ſeiner Verbrechen vorzubeugen ſuchte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Buchbinderei
H. Pantele
85376 Massenhausen
Tel. 08165/80121